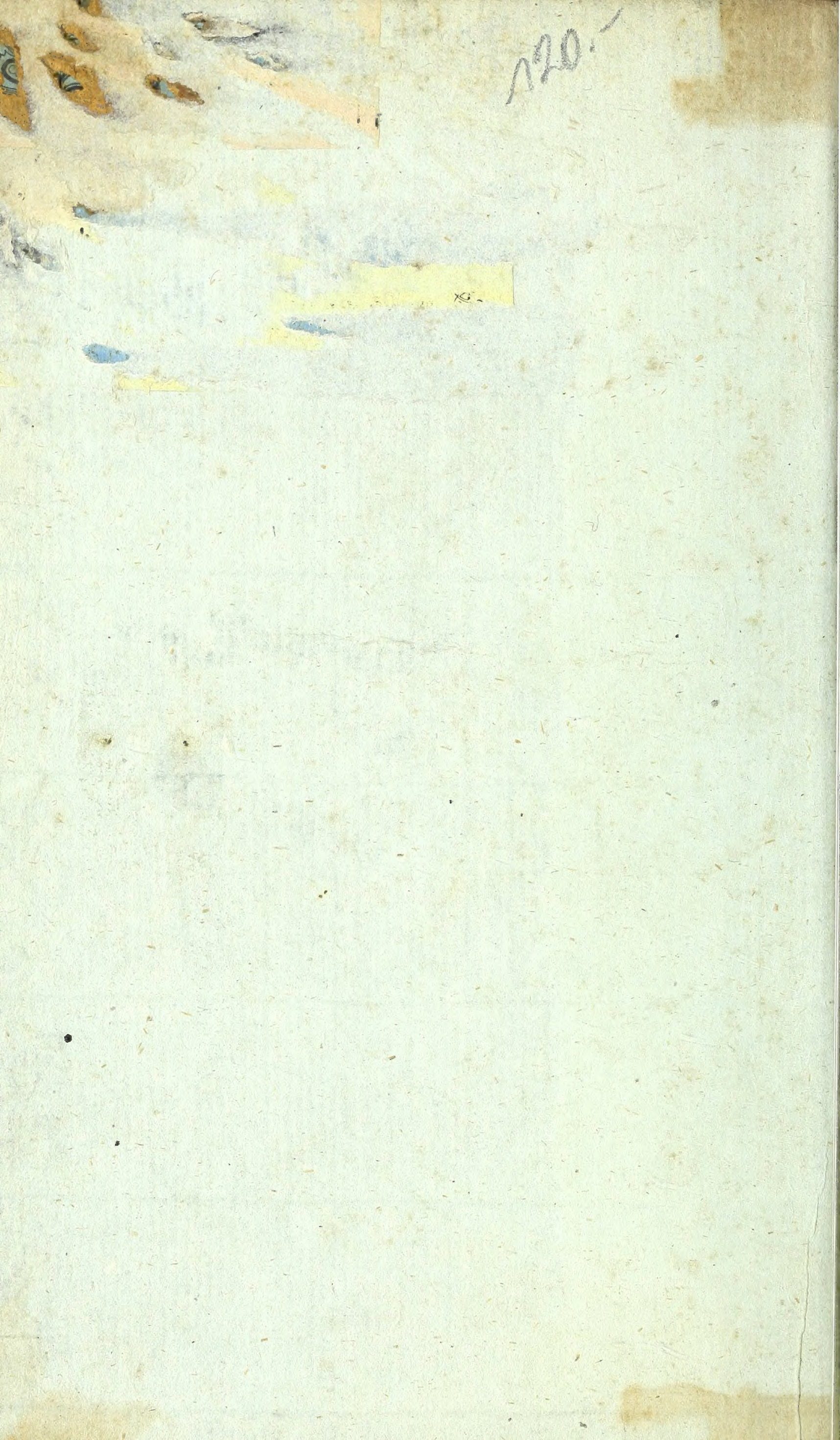








Reise

nach

Cochin-China.

Von John White, Marine-Officier der Vereinigten-Staaten.

(Aus dem Ethnographischen Archiv besonders abgedruckt.)

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1825.

Reise
nach
Cochin-China.

Von John White, Marine-Officier der Vereinigten-Staaten.



Vorwort.

Ursprünglich war diese Reisebeschreibung nicht zum Druck, sondern für das Archiv der Ostindischen See-Compagnie von Salem bestimmt; deßhalb ist auch der Stil ungeschmückt und kunstlos, und zeigt deutlich, daß es das Werk eines ungelehrten Seemanns ist. Hie und da hat der Verfasser sich zwar bemüht, das Mißverhältniß zwischen seiner eigenen bescheidenen, aber treuen Erzählung und den Nachrichten einiger früheren Schriftsteller, die den Character der Cochin-Chinesen so ganz verschieden dargestellt haben, aus einander zu setzen; es ist jedoch keinesweges seine Absicht, Vergleichungen anzustellen, sondern nur zu zeigen, daß bei dem allgemeinen Mangel an Verkehr mit jenem entlegenen Lande wenig züverlässige Nachrichten über dasselbe bekannt geworden sind; und diese gehören einer frühern Zeit an als unsere Aera, seit welcher der Nationalcharacter durch immer mehr zunehmenden Despotismus der Regierung herabgewürdigt worden ist. Getäuscht durch die schmeichelhaften Nachrichten dieses gerühmten Eldorado, die ehemals wahr seyn mochten, sind verschiedene Abenteurer verleitet worden, Reisen dorthin zu unternehmen; doch brachten alle auch nicht die geringste Ausbeute. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Schiffe, mit denen der Verfasser die Reise

machte, die ersten Americanischen waren, die den Fluß Don-nai bis zur Stadt Saigon hinauffuhren.

I.

St. Salvador. — Tristan d'Acunha. — Batavia.

Es war am 2. Januar 1819 als wir von Salem aussegelten; den 4. Februar passirten wir die Linie; am 11. unter 11° 4′ S. Breite und 31° 35′ W. Länge fanden wir, daß unser Hauptmast Schaden gelitten hatte, und beschlossen daher, ihn in St. Salvador in der Allerheiligen-Bai auszubessern, wo wir am 15. einfuhren.

Die Stadt Bahia oder St. Salvador liegt auf einer Halbinsel, die nach Süden die reizende, sichere und geräumige Allerheiligen-Bai begrenzt, und soll 100,000 Einwohner enthalten, nämlich 30,000 Weiße, die übrigen aber Neger und Mulatten. Sie wird in die Ober- und Unter-Stadt getheilt; in der letztern wohnen Handwerker, Krämer und die niederen Classen des Volks; zugleich umschließt sie, am Fuße eines steilen Hügels gelegen, den Hafen, ist aber schlecht gebaut und schmutzig. Es befinden sich daselbst die Comptoirs und Magazine der Brasilianischen Compagnie und der Kaufleute, die in der oberen auf dem Gipfel des Berges gelegenen Stadt in hübschen Landhäusern wohnen, von wo sie eine weite Aussicht auf die See, die benachbarten Küsten und die Umgegend haben, indeß die malerische Bai mit den Schiffen aller Nationen angefüllt, sich wie eine Charte zu ihren Füßen ausbreitet. Diese obere Stadt, zu der man auf schneckenförmig gewundenen We-

gen gelangt, ist ziemlich regelmäßig. Auf beiden Seiten des Hauptplatzes liegen die Paläste des Gouverneurs und Erzbischofs, nebst vielen prächtigen öffentlichen Gebäuden und den glänzenden Wohnungen des Adels und der Reichen. Die Straßen sind gut gepflastert und die aus den kostbarsten Materialien erbauten Kirchen aufs reichste ausgeschmückt.

Das Clima ist gesund, die Luft rein und balsamisch, der Boden fruchtbar und die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens in Ueberfluß vorhanden. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Gold und Silber, Juwelier Arbeiten, Edelsteine, Zucker, Rum, Caffee, Häute, gedörrtes Rindfleisch, Cacao, Farbehölzer und Tabak; letzterer ist ein Monopol der Krone und soll sehr viel einbringen. Schiffbauholz wird hier in großer Menge und von vorzüglicher Güte gefunden; die Schiffbaukunst ist hier zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gediehen, als sonst nur irgendwo. Die Einfuhr aus den Vereinten-Staaten, mit denen in den letzten Jahren ein lebhafter Handel geführt worden, besteht vorzüglich in gedörrtem und eingepökeltem Fisch, Weizenmehl, Butter, Käse, Stabholz, Kutschen, Schuhe, Hüte u. s. w.

Aus Europa erhalten sie außer einigen von den schon genannten Artikeln, wollene, baumwollne, linnene und seidene Zeuge, Messer und Feuer-Gewehre, Weine, Brantwein und einiges Andere.

Mit den benachbarten Provinzen wird Küstenhandel getrieben, und auch mit Ostindien ist ein einträglicher Handel angefangen worden. Die meisten Tropischen Früchte sind auf dem hiesigen Markte anzutreffen, und unter diesen eine be-

sonders große und vorzüglich wohlschmeckende Orangenart ohne Samenkörner, die nur hier einheimisch ist. Alle Portugiesische Schiffe, die von St. Salvador nach Rio de Janeiro fahren, müssen eine Quantität dieser Früchte für die Tafel der königlichen Familie mitnehmen. Die Einwohner sind gleich allen Portugiesen im Allgemeinen sehr bigott und nicht sehr günstig gegen Protestanten gesinnt; die Americaner und Engländer aber, von denen es viele hier giebt, bilden recht angenehme Gesellschaften unter sich. Das Thermometer stand während unsers hiesigen Aufenthalts zu Mittag im Schatten 83 bis 86° Fahrenheit. Die Lage des Vorgebirges St. Salvador, des äußersten Puncts der Halbinsel, auf welchem das Fort Cabo liegt, das den Eingang zwischen derselben und der Insel Taporica oder Itaparica bestreicht, welche die Westseite des Canals begrenzt, ist unter dem 12° 58′ S. Breite und 38° 13′ W. Länge. Von dem Vorgebirge erstreckt sich eine Corallenbank weit nach Süden und Südosten hinaus; die äußerste Spitze derselben liegt etwa zwei Englische Meilen vom Lande entfernt, sie soll nicht weniger als vier Faden Wasser haben, obwohl ein Fremder, nach dem gekräuselten Wellenschlag der schnellen Fluth über dieselben, sie für viel seichter halten sollte. Abweichungen des Compasses bemerkt man hier wenig oder gar nicht.

Am 22. verließen wir St. Salvador und trafen am 12. März bei der Insel Tristan d'Acunha auf mehreren Stellen Tang und andere Seegewächse. Diese Insel hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit Vieler auf sich gezogen, als im Jahr 1811 Jonathan Lambert aus Salem sie förmlich in Besitz nahm, und eine Proclamation bekannt machte, die seine

Rechte auf den Boden zeigen, und Seefahrer aller Nationen, die ihr Weg bei der Insel vorbei führen möchte, auffordern sollte, an dieser ihm gehörigen Niederlassung beizulegen, um die auf einer langen Fahrt benöthigten Erfrischungen einzunehmen, die, wie er gedachte, seine Betriebsamkeit gar bald der Erde und der die Insel umspülenden See entlocken würde; er gab zugleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen, Alles zur Bezahlung anzunehmen, was die ihn Besuchenden am leichtesten entbehren, ihm aber in seinem einsamen Aufenthalte nur einigermaßen nützlich werden könnte. Um im Stande zu seyn, das Versprochene zu leisten, nahm er verschiedenes Ackergeräthe, Sämereien der nützlichsten eßbaren Pflanzen, die in den Vereinten-Staaten wachsen, mit sich dorthin, so wie aus Südamerica mehrere Sämereien und Setzlinge von vielen Tropischen Pflanzen, deren Früchte, wie er hoffte, nicht allein seiner kleinen Colonie eine angenehme Nahrung gewähren, sondern auch den Schiffen willkommen seyn würden, die seine Niederlassuug besuchten. Auch hatte er sich mit allem möglichen Fischergeräthe versehen, was ihm sehr zu Statten kam; denn nirgends in der Welt giebt es in größerer Zahl so wohlschmeckender Fische. Die Küsten wimmeln überdieß von Seekälbern, Seelöwen, See-Elephanten und andern Amphibien, und die Klippen und steilen Abhänge sind der Zufluchtsort unzähligen Geflügels, besonders Wasservögel, als Sturmvögel, Pinguinen, aber auch Perlhühner, Caphühner, und verschiedenes andere Geflügel, das in der südlichen Halbkugel in großer Menge zu finden ist; im Innern giebt es auch wilde Schweine und Ziegen. Die Insel, welche Lambert sich zu seinem Wohnorte auserlesen hatte, war die größte von einer aus drei In-

seln bestehenden Gruppe, nämlich Tristan d'Acunha, nach dem Portugiesischen Entdecker benannt; die beiden übrigen heißen Nachtigall und Unzugänglich, welche beide sechs oder sieben Seemeilen südwestlich davon liegen. Alle sind sehr hoch und bergigt und voll tiefer Abgründe, während verschiedene umher liegende Steine, an denen die Wirkung des Feuers gar nicht zu verkennen ist, auf den vulcanischen Ursprung dieser Inseln hindeuten. Tristan d'Acunha ist, den Spitzberg ausgenommen, mit Grün bedeckt, und in den Thälern wachsen sehr hohe Bäume; die beiden andern Inseln aber sehen öde und unfruchtbar aus. Die Insel Tristan d'Acunha hat einen großen Reichthum an gutem und süßem Wasser; die Bai oder Vertiefung, welche Rhede genannt wird, obwohl sie kaum diesen Namen verdient, liegt auf der Nordseite, bietet aber den Schiffen so wenig Sicherheit dar, daß sie besser thun, nicht zu ankern, sondern nur beizulegen, während die Böte, um Wasser einzunehmen, sich am Ufer befinden. Ein schöner klarer Wasserfall rauscht von den Bergen herab, und fällt in ein großes Becken, nah am Landungsplatze, von wo es in einem kiesigen Bette dem Meere zufließt, wodurch die Schiffe einen sehr bequemen Wasserplatz erhalten, obwohl häufiges Seegras, das sich bis tief in die See hinaus erstreckt, das Heranfahren der Böte gar sehr erschwert. Lambert und seine Gefährten hatten fast zwei Jahr hier gewohnt, und ihre Betriebsamkeit war nicht ohne Erfolg gewesen; sie hatten eine Menge Häute von Seehunden, Seelöwen u. s. w., nebst einer ansehnlichen Menge Thran von denselben Thieren eingesammelt; der Boden, der den verschiedenen Gewächsen angemessen war, hatte angefangen, ihre Mühe mit einer reichlichen Erndte zu belohnen, als mitten

unter den belebenden Gefühlen, die der glückliche Erfolg ihres Unternehmens und die Aussicht auf künftige Unabhängigkeit in ihnen erwecken mußten, Lamberts Tod das Band dieser kleinen Gesellschaft zerriß, und dem Unternehmen, dessen Seele er gewesen war, ein Ende machte; denn bald darauf verließen seine muthlos gewordenen Gefährten die Insel in einem dort landenden Schiffe, und 1814 fand man ihre Hütten verfallen, und die ganze vor kurzem noch blühende Niederlassung vernachlässigt. Seit dieser Zeit hat Tristan d'Acunha wieder einige Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als 1816 eine Anzahl Brittischer Truppen vom Vorgebirge der guten Hoffnung als Außenpost der in St. Helena stehenden und Napoleon bewachenden Mannschaft dorthin geschickt wurde; doch ward diese Garnison bald wieder abgerufen, und zwar unter andern Gründen, aus den sehr in die Augen fallenden, daß diese Insel Napoleons Entweichung von St. Helena keineswegs erleichtern könnte, indem der Ankerplatz so schlecht ist, daß kein Schiff dort sicher liegen kann, was die Engländer durch den gänzlichen Verlust einer Kriegssloop und fast aller Mannschaft erfuhren. Die Lage des Piks von Tristan d'Acunha ist nach Horsburghs neuesten Berechnungen 37° 6′ S. Br. und 12° 2′ W. L.; die Abweichung des Compasses beträgt 10° westl.

Am 14. April fuhren wir bei den Inseln St. Paul und Amsterdam vorbei, erblickten Java am 4. Mai, fuhren in die Sunda-Straße ein, und ankerten am 9. auf der Rhede von Batavia.

II.

Mintow. Insel Banka.

Von Batavia ging die Fahrt am 18. Mai weiter durch die Straße von Banka, wo sich fast immer Malayische Seeräuber aufhalten, die mehr oder minder alle Straßen zwischen dem Indischen und stillen, so wie dem Chinesischen Meere, unsicher machen, und sogar in neuern Zeiten an Kriegsschiffe sich gewagt haben, nachdem sie zuvor nur auf kleine oder unbewaffnete Schiffe Jagd gemacht hatten. Das Berauben Orientalischer Handelsschiffe geschieht so oft, und ihre Grausamkeit gegen Gefangene (indem sie alle Lascars oder eingeborne Matrosen sogleich todtschlagen, alle Europäer aber unter den ausgesuchtesten Martern tödten) ist so groß, daß sehr selten Kauffahrteischiffe sich einzeln in dieses Meer wagen. Auch wir hatten einen Angriff von ihnen auszuhalten, und waren daher gezwungen, in den Hafen Mintow, einer Holländischen Niederlassung auf der Insel Banka, einzulaufen, wo man uns Glück wünschte, so wohlfeilen Kaufs entkommen zu seyn, da diese Seeräuber gewöhnlich mit Kanonen und Schießbedarf sehr gut versehen sind, was sie durch die geenterten Schiffe erhalten. Auch bewiesen sie während des Kampfes beispiellose Tapferkeit, die sie durch den Gebrauch von Opium noch mehr erhöhen. Man zeigte uns auch eine ihrer Proas, wie die Malayen ihre Schiffe nennen, die wenige Tage zuvor von zwei Holländischen Kanonier-Böten genommen worden war, worauf die Schiffsmannschaft mit der größten Verzweiflung gefochten, indem selbst die auf dem Verdeck liegenden Verwundeten noch mit ihren Speeren nach ihren Siegern geworfen hatten, welche

letztere wegen des Giftes, womit die Waffen dieser Seeräuber versehen sind, auch nachher zum Theil starben.

Die Lage der Stadt Mintow ist romantisch und höchst malerisch. Der Monopin, ein hoher Spitzberg, den man in großer Entfernung gewahr wird, und der deßhalb ein guter Wegweiser bei der nördlichen Einfahrt in die Straße von Banka ist, liegt einige Meilen nördlich von der Stadt, die auf dem südwestlichen Ende der Insel Banka erbaut ist, welche Mintow-Spitze genannt wird, und auf dem sich ehemals ein Fort befand, worin der Sultan von Palamban eine Besatzung unterhielt. Zwei Seemeilen östlich von dieser Spitze läuft in nordöstlicher Richtung ein Thal, das auf der einen Seite mit dem Berge Monopin, auf der andern durch ein nach der Seeseite zu fast senkrechtes Vorgebirge gebildet wird, und eine Diagonallinie mit der Küste macht. In diesem Thale, das voller Bäume ist, liegt die Stadt Mintow, worin etwa 2000 Einwohner, welche größtentheils Chinesen sind, wohnen; die übrigen bestehen aus Malayen und einer Mischung von Holländern mit Malayischen und Chinesischen Weibern. Die Einwohner ziehen ihren Lebensunterhalt von dem, was die See und das Feld liefern, womit sie auch die Garnison versorgen, so wie vom Schleichhandel in Zinn mit Englischen Schiffen und ihren Nachbarn, den Linginesen.

Auf der hohen Fläche oder der Bergebene, die sich von dem Vorgebirge aus erstreckt und zu der man auf einem mit Bäumen bepflanzten Pfade gelangt, liegen das Haus des Residenten, die Quartiere der Officiere, die Magazine und andere öffentliche Gebäude, und auf einer Anhöhe, die den Ha-

fen bestreicht, ist Feldgeschütz aufgepflanzt, das eine ziemlich furchtbare Batterie bildet.

Der Landungsplatz, der sich am Eingange des Thals befindet, ist bei hohem Wasser ziemlich bequem, destoweniger aber bei niedrigem. Der Stadt Mintow gegenüber, etwa drei und eine halbe Meile vom Landungsplatze, erstreckt sich die Mintow-Bank, etwa acht Meilen ostwärts, ein Riff von festem Sande mit sehr seichtem Wasser am östlichen Ende, so daß sie bei niedrigem Wasserstand etwa fünftehalb Meilen weit von der Küste Banka trocken liegt. In geringer Entfernung vom westlichen Ende der Bank ist wieder eine gefährliche Untiefe, Corang-Hodgee genannt. Am besten fährt man zwischen beiden aus und ein, obwohl Manche auch sich einen andern Weg wählen.

Die Insel Banka ist hoch und sieht öde aus, obwohl einige von den Thälern fruchtbar sind. Sie ist von unregelmäßig länglich runder Form, erstreckt sich mehr als 40 Seemeilen nordwestlich und südöstlich, und ist im Durchschnitt zehn Seemeilen breit. Sie liegt einem Theile der nordöstlichen Küste von Sumatra gerade gegenüber und bildet mit derselben die Straße von Banka, die mit ihren Windungen mehr als 100 (Engl.) Meilen lang, und drei bis sieben Seemeilen breit ist; sie ist mehr oder minder auf allen Seiten mit Untiefen umgeben, die nordöstliche aber ist die gefährlichste wegen der Corallen-Riffe, die sich weit in die See hinaus erstrecken. Auch einige Klippen machen die Fahrt auf dieser Seite der Küste sehr gefährlich. Die Küste wird von Malayen bewohnt, die sich damit beschäftigen, Vogelnester für den Chinesischen Markt einzusammeln, und die Chinesischen Colonisten in ihrer Nähe bei

ihrem Handelsverkehr zu plagen und auszuplündern, wozu ihnen die vielen Riffe und Untiefen, zwischen denen sie beständig auf die nach China segelnden oder von dort herkommenden Fahrzeuge lauern, die beste Gelegenheit darbieten.

Der einzige Ausfuhr-Artikel von Banka ist Zinn, von dem ohngefähr 80,000 Chinesische Pikul (jedes von 133 Pfund) gewonnen werden, obwohl seit dem Kriege mit dem Sultan von Palamban dieß etwas abgenommen hat. Die Bergwerke werden von Chinesen bearbeitet, und zwar auf Rechnung der Holländisch-Ostindischen Compagnie, die den Alleinhandel dieses Artikels hat, wovon der größte Theil nach Batavia ausgeführt wird, wo es für ohngefähr 15 Dollars das Pikul verkauft wird, und theils nach China, theils nach Europa geht. Es sollen auch Gold und Silberbergwerke auf der Insel seyn; sie werden aber nie bearbeitet. In dem Zinn-District von Yre-Maß, im nördlichen Theil der Insel, und in Marawan, im nordöstlichen, wurde viel Schleichhandel mit diesem Artikel getrieben, was gewöhnlich gegen Opium, leinene und baumwollene Zeuge, und vor allem gegen Spanische Piaster vertauscht wird; seit Kurzem aber hat die Wachsamkeit der Regierung diesen Handel sehr beschränkt. Banka gehörte früher zu dem Reiche Palamban, aber bald nach der zufälligen, durch das Abbrennen eines Hauses herbeigeführten Entdeckung der schätzbaren Zinngruben in derselben, im Jahre 1710, erbaten sich die Holländer die Erlaubniß, eine Factorei dort anzulegen und ein Fort zu erbauen, dem Vorgeben nach, um den Handel des Sultans, der mit dem Holländischen Residenten in der Stadt Palamban, und zwar an dem großen Flusse, der Straße von Banka gegenüber, an der Seite Sumatras wohnte, wel-

chen Platz die Holländer 1660 zu ihren Ostindischen Eroberungen hinzugefügt hatten, zu beschützen und zu erweitern. Die Besatzung Mintows durch die Holländer brachte aber dem Sultan wenig Gewinn, denn sie wußten ihn zu einem Contract zu zwingen, die Holländisch-Ostindische Compagnie zu einem sehr billigen Preise mit Zinn zu versorgen, wobei diese ungeheuer gewann.

III.

Palamban. Vorgebirge St. James. Ankunft zu Bung-tau.

Der Palamban ist der größte Fluß in Sumatra und ergießt sich in mehreren Armen beim nördlichen Eingange in die Banka-Straße ins Meer; er ist bis in die Stadt hin für Kauffahrteischiffe fahrbar, und selbst Kriegsschiffe sind zuweilen, obwohl mit vieler Beschwerde, hinaufgefahren. Palamban liegt 14 Seemeilen von der Mündung des Flusses entfernt, und dehnt sich an beiden Ufern einige Englische Meilen lang aus. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Zinn, schwarzer Pfeffer von geringer Güte, rohe Diamanten und Goldstaub; die Importen sind denen in Banka gleich. Als die Engländer 1811 Batavia besetzten, ergaben sich auch die Holländischen Niederlassungen zu Palamban und Mintow ihren Waffen, und blieben in ihrem Besitz bis zum letzten Frieden, wo sie ihren vorigen Besitzern, den Holländern, wieder zurückgegeben wurden. Mintow wieder einzunehmen, war den Letztern nicht schwer, als es die Engländer geräumt hatten; nicht so aber Palamban. Der Alles zum Monopol machenden Verwaltung der Holländer überdrüssig, und eingedenk ihrer frühern Raubgier, beschlos-

sen die Bewohner von Palamban, die Holländer nicht wieder unter den vorigen Bedingungen in ihr Land zu lassen. Sie waren jedoch bei der ersten Rückkehr ihrer alten Nachbarn noch nicht darauf vorbereitet, sie mit Gewalt zurückzutreiben; sie hielten sie daher eine Weile hin, und setzten sich unterdeß in gehörigen Stand, um sie zu verhindern, sich auf immer anzusiedeln. Der jetzige Sultan, ein verständiger Mann, der beim Verkehr mit Fremden eine liberale Politik verfolgte, schaffte sich einen reichen Vorrath Kriegsbedarf an, setzte seine Festungen in gehörigen Stand, warb einige Tausend Mann, und verbesserte die Mannszucht seiner Truppen. Der Vorwand zum Kriege mit den Holländern war bald gefunden. Ihre Erpressungen waren sein Hauptgrund, sich zu beklagen. Die Holländer, die viel geringer an Zahl waren, wurden in das Fort getrieben, und dort eng eingeschlossen. Sie fanden jedoch Mittel, die Wachsamkeit der Belagerer zu täuschen, und schickten Boten an die Colonialregierung zu Batavia, mit der Nachricht von ihrer unangenehmen Lage. Eine Expedition, die aus einer Fregatte und einigen kleinern Schiffen bestand, wurde sogleich der Garnison zu Hülfe geschickt, welche der Sultan so eng eingeschlossen hielt, daß sie sich mit großem Verlust, sowohl an Mannschaft, als Schätzen, an Bord ihrer Schiffe zurückziehen mußten, von den siegreichen Malayen verfolgt, die ihnen den Rückzug sehr erschwerten, so daß ihre Schiffe im buchstäblichsten Sinne des Worts überall durchlöchert waren. Die Nachricht von dieser Niederlage erreichte bald Batavia, und verursachte große Unruhe in dieser Colonie.

Der Handel der Holländer im Osten hatte seit Kurzem harte Stöße durch verschiedene Empörungen der Eingebornen

und aufeinander folgende Angriffe der Engländer erlitten, und ging offenbar seinem Verderben entgegen; die Engländer dagegen hatten, ihren künftigen Vortheil bedenkend, so lange sie im Besitz der Holländischen Colonieen waren, sich höchst menschlich und liberal gegen die Eingebornen benommen, und dieser starke Contrast in der strengen Behandlung, die sie von Seiten der Holländer erfuhren, brachte bei Wiedereinsetzung dieser letzten Regierung allgemein einen Geist des Ungehorsams und Widerstandes hervor. Der Sultan von Palamban fing zuerst Feindseligkeiten an, und einige Local-Umstände begünstigten sein Unternehmen.

Die Holländisch-Ostindische Compagnie sah wohl ein, welche verderbliche Wirkung ihre Vertreibung aus Palamban haben würde, nicht sowohl in Hinsicht des Verlustes dieses Platzes, als vielmehr des bösen Beispiels wegen, das den Eingebornen der übrigen Niederlassungen hierdurch gegeben würde. Sie rüsteten daher eine furchtbare Expedition aus, um Palamban wieder zu erobern; die dazu bestimmten Schiffe sollten sich in Mintow sammeln, wo ein ansehnliches Europäisches Truppencorps schon bereit stand, indeß zugleich auch eine furchtbare Armee in Lampun, auf der Ostseite der Insel Sumatra landen und einen gleichzeitigen Angriff auf die Stadt machen sollte. Dieß war der Zustand der Angelegenheiten zur Zeit unseres Aufenthalts in Mintow.

Am Abend des 26. verließen wir die Rhebe von Mintow, langten schon am folgenden Nachmittag in der Nähe der sieben Inseln an, und da wir nicht an der Windseite vorbeisegeln konnten, so fuhren wir zwischen der westlichen und der

ihr zunächst liegenden über eine Sandbank, die sich von einer Insel bis zur andern zu erstrecken schien, wo wir aber dennoch das Wasser achthalb Faden tief fanden. Von da segelten wir bei den Inseln Pulo Toty, Docan, Domar, der Anambas Gruppe, Pulo Aor und Pulo Pisang vorbei und behielten Pulo Timoan zur Linken, während die Strömung immer östlich blieb; von da an aber wandte sie sich nordwärts. Wir hatten geglaubt, in den südwestlichen Mousson zu fallen, weil er gewöhnlich schon zu Anfange Mais in diesem Theile des Chinesischen Meeres zu wehen beginnt, aber erst unterm 5° S. Br. fühlten wir seine Nähe, und zwar diese so schwach, daß wir kaum der Strömung, die jetzt eine nordöstliche Richtung angenommen hatte, widerstehen konnten. Am 5. Juni erreichten wir Pulo Oby, welches nur wenige Meilen von der Südost-Spitze von Cambodia entfernt liegt, und wurden am 6. Juni die Insel Pulo Condore mit ihren hohen himmelan strebenden Gipfeln gewahr.

Die Engländer hatten früher ein Fort und eine Factorei auf dieser Insel, um ihren Verkehr mit China und der benachbarten Küste von Cambodia zu erleichtern; diese wurde aber im Jahr 1705 zerstört, und alle Engländer von den Makassaren, die sie in ihrem Sold hatten, umgebracht. Seit dieser Zeit hat keine Europäische Macht versucht, eine Colonie dort anzulegen, da die Insel sehr ungesund ist, und zwar einen guten Hafen, aber kein gutes Trinkwasser besitzt. Die wenigen armseligen Bewohner werden von einem Mandarin regiert, der unter dem König von Cochin-China steht. Auch bietet sie jetzt nicht mehr die Handelsvortheile dar, welche die Engländer zu einer Niederlassung dort einluden, da der König von

Cochin-China seit der Eroberung von Cambodia allen directen Handelsverkehr zwischen Fremden und jenem Lande untersagt hat, und die Stadt Saigon am Don-nai-Flusse zum Haupthandelsorte von Cambodia und allen südlichen Provinzen Cochin-Chinas gemacht worden ist.

Wir fuhren längs der Küste von Cambodia bei zehn Faden Tiefe, und erblickten mit Tagesanbruch das Land in einer Entfernung von etwa 3 Seemeilen. Die Küste ist sehr niedrig, und an manchen Stellen kann man sie von dem Verdeck eines Kauffahrteischiffes nur auf zwei Seemeilen weit sehen. An der Spitze von Cambodia fängt eine sumpfige Untiefe an, die immer breiter wird, bis sie endlich an der Mündung des Don-nai-Flusses, wo sie ihr Ende erreicht, sich vier Seemeilen weit ins Meer erstreckt; die Fahrt längs dieser Küste ist unter 5 Faden nicht sicher.

Am 7. Vormittags entdeckten wir das Vorgebirge St. James, das der erste Anfang einer Bergkette ist, die sich längs der Küste von Norden bis zum Meerbusen von Tunkin erstreckt, und als das erste hohe Land, das man bei einer Fahrt von Süden her zu Gesicht bekommt, ein vortrefflicher Wegweiser zur Einfahrt in den Don-nai ist, an dessen Nordseite es liegt. Wir steuerten grade auf das Vorgebirge zu, und hatten 9 bis 12 Faden Tiefe, und hierauf westwärts in paralleler Richtung mit dem Lande bis in eine kleine malerische Bai am Fuße des Berges, in deren Hintergrund sich ein Hain von Cocusbäumen befand, in dem das Dorf Vung-tau lag, von dem die Bai ihren Namen hat. Diese Bai liegt etwa dritthalb Englische Meilen vom äußersten Puncte des Vor-

gebirgs. Der Canal ist etwas weniger als 2 Meilen breit, und wird an der Südseite von der oben erwähnten Untiefe begrenzt, die aus einer Mischung von Schlamm und Sand besteht, welche die verschiedenen Arme des Cambodia und Donnai absetzen. Während der südwestlichen Moussons wird sie nicht für sicher gehalten, aber in der andern Jahreszeit ist sie ein vortrefflicher Hafen.

IV.

Die Cochin-Chinesen. — Ankunft zu Canjco.

Am folgenden Morgen, den 8. Juni, wurde unser Boot nebst einem Officier ins Dorf geschickt, um einen Lootsen zu verlangen. Als das Boot sich dem Ufer näherte, ertönte eine Trompete im Hain, und wir bemerkten viel Bewegung unter den Einwohnern; auch wurde der Officier, sobald er landete, sogleich umringt, und in das Haus oder vielmehr die Hütte des Oberhaupts geführt, der ein Kriegs-Mandarin war. Der Officier wurde gastlich aufgenommen und mit Thee und Gebackenem bewirthet, und erhielt, auf seine Bitte um einen Lootsen, um eines Handelsgeschäfts wegen sich nach der Stadt Saigon führen zu lassen, die Anweisung, erst eine Liste von der Schiffsmannschaft, der Anzahl der Kanonen, der Ladung und der Tiefe des Schiffs beizubringen, worauf uns ein Lootse zugeschickt werden solle.

Wir bereiteten uns sogleich, diesem Verlangen zu willfahren, sahen aber bald ein großes bemanntes Boot um die westliche Spitze der Bai herankommen, und da wir auf demselben

eine ansehnliche Menge Speere mit rothgefärbten Haarbüscheln bemerkten, so hielten wir es für gut, sowohl der Sicherheit als der Ceremonie halber das Schiffsvolk mit Musketen und Piken auf dem Verdeck aufmarschiren zu lassen. Kaum waren sie uns nahe genug, so fingen sie an, sehr laut zu schreien, indem sie das Wort Olan wiederholten, und mit großer Vorsicht näher kamen. Durch unser freundschaftliches Benehmen jedoch ermuthigt, kamen endlich die drei Oberhäupter an Bord. Durch Zeichen erfuhren wir, daß der älteste unter ihnen Befehlshaber eines Militär-Districts sei, welcher das ganze Land in der Nähe des Don-nai in sich begriff, daß er zu Canjeo, einem etwa 7 Meilen westwärts auf der Insel Dong-Thrang gelegenen Dorfe wohne, welches das erste Land an der Südseite der Einfahrt ist, und daß wir dort die Erlaubniß des Vicekönigs erwarten müßten, ohne uns jedoch der Stadt zu nähern; wir lichteten daher die Anker, und fuhren dahin ab.

Bei dieser unserer ersten Zusammenkunft mit den Eingebornen des Landes wunderten wir uns gar sehr, ihr Betragen ganz anders zu finden, als wir nach den erhaltenen Nachrichten vermutheten, und konnten uns den Unterschied nur dadurch erklären, daß die Einwohner der Küste, weit von der Verfeinerung der Städte entfernt, auch natürlich weniger civilisirt seyn möchten. Wir überzeugten uns aber später, daß die Cochin-Chinesen sich in vieler Hinsicht in einem Zustande der jämmerlichsten Barbarei befinden.

Der Militär-Häuptling war ein zusammengeschrumpfter alter Mann, der jedoch noch viel Lebhaftigkeit besaß, doch

dabei einen Anstrich von kindischer Rohheit hatte, welche trotz seinem gezierten ceremoniösen Wesen beständig hervortrat, und uns gar sehr belustigte. Er hatte einige Begleiter bei sich, die alle seine Befehle pünctlich und schnell befolgten, obwohl bei andern Gelegenheiten die größte Vertraulichkeit zwischen ihnen zu herrschen schien. Einer der Begleiter trug einen ungeheuern Schirm, und selbst, als er in die Cajüte hinabstieg, wollte er ihn nicht von sich lassen. Ein Anderer, ein Knabe von etwa 15 Jahren, trug in zwei blauen seidenen Beuteln, die durch ein Stück baumwollnen Zeug verbunden waren, und über seine Schultern hingen, die Arecanüsse, die Betelblätter, Chunam und Tabak, welchen sie in ungeheurer Menge kauen. Nie geht ein Mann von einigem Range ohne einen solchen Begleiter aus. Sie rauchen auch Cigarren aus geschnittenem Tabak in Papier zusammengerollt, wie die Portugiesen. Ein anderer Diener trug seinen Fächer, und unser Gelächter wurde nicht wenig erregt, als der alte Narr auf dem Verdeck herumwanderte, dem Koch in die Töpfe sah, die Matrosen umarmte, dabei wechselsweise tanzte, grinzte und eine Menge anderer solcher Späßchen machte, während der ganze Haufe von Fächer-, Schirm- und Chunamträgern, denn die Begleiter der andern Oberhäupter hatten sich auch dazu gesellt, mit der ernsthaftesten Haltung und dem feierlichsten Gesicht hinter ihm herzogen. Die Kleidung der Oberhäupter besteht in einem sehr kurzen und groben baumwollenen Hemde, welches einmal weiß gewesen seyn mochte; sehr weiten Schifferhosen von schwarzem Krepp, ohne Träger und mit einem Gürtel von carmosinrother Seide um den Leib befestigt; einer Tunica von schwarzer oder blauer Seide, die auf der Brust übereinander geschlagen

und auf der andern Schulter zugeknöpft war; diese hatte, wie das Hemde, einen ganz schmalen Kragen, der dicht an den Hals schloß, und reichte bis ans Knie herunter; ferner in groben hölzernen Sandalen, einem Turban von schwarzem Krepp, und darüber einen Hut von Palmblättern in Form eines sehr stumpfen Kegels, und endlich einem Ring um den Kopf, der unter dem Kinn mit einer Schnur befestigt wird. Die Kleidung der Begleiter war der des Mandarins so ziemlich gleich, nur gröber.

An Gestalt sind die Cochin-Chinesen etwas kleiner, als ihre Nachbarn, die Malayen, und von derselben Farbe, obschon sie im Allgemeinen nicht so wohl gestaltet sind. Ihre Gewohnheit, beständig Arecanuß zu kauen, giebt ihrem Munde ein ekelhaftes Ansehen; auch waschen sie sich nie weder Hände, noch Gesicht, noch den übrigen Körper, was um so merkwürdiger ist, da in allen andern Theilen des Orients häufige Reinigungen so unerläßlich für die Gesundheit scheinen, daß ihre Priester dieselben als eine gottesdienstliche Handlung auferlegten, die sowohl aus Neigung, als aus Pflicht gewissenhaft beobachtet wird.

Die Gewohnheit der höheren Classen, die Nägel ungeheuer lang wachsen zu lassen, ist ebenfalls weder reinlich, noch bequem. Merkwürdig ist die dabei verwendete unermüdliche Sorgfalt, denn man nimmt an, daß Jemand, der dieses Zeichen an sich trägt, nicht verbunden ist, irgend eine Handarbeit zu verrichten, und je länger die Nägel, je ehrwürdiger die Person. Ihre Kleider werden selten abgelegt, weder am Tage, noch in der Nacht, wenn man sie einmal angelegt hat, ausgenommen bei feierlichen Gelegenheiten, wobei sie auf eine kurze

Zeit andre Kleider anziehen, bis sie endlich durch Zeit und Schmutz zu Grunde gerichtet, von selber abfallen. Bei diesen schmutzigen Gewohnheiten entsteht natürlich unzähliges Ungeziefer, so daß ihre Nähe mehr als einen Sinn beleidigt.

Durch die Nachrichten, die wir von diesem Lande hatten, irre geführt und gänzlich unbekannt mit dem wahren Character des Volks, hatten wir gar keine Vorsicht gebraucht, das bei Seite zu bringen, was wir nicht füglich weggeben konnten, und mußten nun leider manche traurige Erfahrung machen. Einer der geringeren Oberhäupter gab den Wunsch zu erkennen, in die Cajüte hinabzusteigen, der ihm gewährt wurde. Kaum waren wir hineingetreten, so zeigte er auf den Spiegel, und gab uns zu verstehen, daß er ihn für den alten Anführer erhalten müsse. Erstaunt über dieses Verlangen, brachten wir ihm, um ihn zu zerstreuen, eine Flasche Brantwein und ein Glas, womit er sich selbst bedienen möchte, was er nur zu oft that. Hierauf gab er uns zu erkennen, er betrachte die Gläser als ein Geschenk, und gab sie seinen Begleitern, die sie vollends austranken, und dann in die Röcke steckten. Doch hierbei blieb es nicht; Alles, was ihm vor Augen kam, gefiel ihm, und zugleich gab er an, daß eine abschlägliche Antwort des Verlangten den Häuptling auf dem Verdeck gar sehr beleidigen würde. Unsere Vorhänge, Glaswaaren, Kleidungsstücke, Waffen, Munition, Ferngläser und aller Hausrath der Cajüte waren wechselsweise der Gegenstand ihrer Habsucht. Wir nahmen uns jedoch fest vor, nicht zu freigebig mit unsern Geschenken zu seyn, wobei wir nicht außer Acht ließen, zu bedenken, wie wichtig es sei, uns beim ersten Eintritt in das Land diese Leute zu Freunden zu machen. Aus diesem Grunde er=

hielt er denn auch ein Hemde, ein Schnupftuch und ein Paar Schuh für sich selbst, indem ihm zugleich verständlich gemacht wurde, daß nichts weiter gegeben werden würde. In sehr übler Laune ging er aufs Verdeck zurück. Wir folgten ihm bald nach, und fanden die Scene ganz verändert; statt der ausgelassenen Fröhlichkeit des alten Heo, dieß war sein Name, fanden wir ihn sehr verstimmt, und er ließ sich kaum herab, zu sprechen. Da wir jedoch ihre unersättliche Neigung für geistige Getränke bemerkt hatten, so ließen wir in der Absicht, sie uns zu Freunden zu machen, eine große Flasche voll bringen, die auch sehr begierig ausgetrunken wurde. Dennoch lag noch immer düsterer Mißmuth auf ihrer Stirn, und als sie uns unerbittlich fanden, so gab uns der Anführer durch Zeichen zu verstehen, daß wir nicht weiter fahren könnten; und indem er sein Boot heran beorderte, um uns zu verlassen, bedeutete er uns zugleich, daß, wenn wir darauf beständen, den Fluß hinaufzufahren, wir den Hals dabei wagten, und daß wir durchaus wieder zurückfahren müßten. Da wir nur noch zwei oder drei Meilen von dem Dorfe Canjeo entfernt waren, und fürchteten, daß bei fortgesetzter Weigerung von unserer Seite sie ihre Drohungen, uns zu verlassen, ausführen möchten, hielten wir es für thunlicher, ihr Wohlwollen durch ein Paar Pistolen nebst 25 Patronen, 12 Feuersteine, 6 Pfund Pulver, 2 Paar Schuh, ein Hemde, 6 Flaschen Wein, 3 Flaschen Rum, 3 voll Franzbrantwein, einen geschliffenen Glasbecher, 2 Weingläser und einen Holländischen Käse zu erkaufen, welches wir dem alten Anführer schenkten, den andern Oberhäuptern gaben wir jedem ein Hemde, ein Paar Schuh, einen Becher, ein Weinglas und eine geringe Quantität Pul=

ver; auch wurden die Begleiter nicht vergessen, und erhielten jeder eine Kleinigkeit an Kleidungsstücken.

Jetzt war der alte Heo wieder ganz munter, und zog in dem Uebermaß seines Wohlwollens sein blauseidenes Kleid ab, das er mir schenkte, wobei er zugleich bemerkte, er friere. Ich ließ daher noch eine weiße Jacke holen und half sie ihm anziehen, was ihm große Freude machte. Von den vorgesetzten Speisen schien ihnen nichts zu schmecken als Schiffszwieback und Käse; beides verschlangen sie aber mit großer Gefräßigkeit.

Die Häuptlinge schlugen hierauf vor, die Kanonen möchten herauf geschafft werden und der Befehlshaber sie ans Ufer begleiten. Das erste schlugen wir ab, indem wir ihnen zu verstehen gaben, es sei dieß unserer Sitte zuwider, wenn wir uns in fremden Ländern befänden. Doch schickte ich mich an, sie zu begleiten, nahm Herrn Besset, einen jungen Mann, mit, den ich als Gehülfen brauchte, hinterließ dem commandirenden Officier Verhaltungs-Befehle, schiffte mich in einem der Böte mit unsern Gästen ein und landete in wenig Minuten bei dem Dorfe Canjeo, welches an der Ostseite einer Bucht des Don-nai-Flusses liegt. Während dessen waren die Mandarinen ziemlich wieder nüchtern geworden. Bei der Landung wurden unsere Geruchsnerven auf das empfindlichste angegriffen, und die Einwohner des Orts, Männer, Weiber und Kinder, nebst Schweinen und räudigen Hunden, drängten sich an das schlammige Ufer dieses stygischen Stromes, uns zu bewillkommnen. Von ihnen begleitet, begaben wir uns in die Wohnung des Oberhauptes, nach Durchwanderung mehrerer mit verfaulten Fischen und dergleichen Dinge angefüllten Stra-

ßen zwischen Hütten, alten Böten, Schweineställen u. s. w. hindurch, und damit nichts fehlen möchte, uns Ehre anzuthun, stimmte ein Schwarm schmutziger, fast ganz nackter Kinder ein sehr harmonisches Concert an, in welches ihre Eltern und die oben erwähnten Schweine und Hunde mit einstimmten.

Die Wohnung des Oberhauptes stand in einiger Entfernung des Dorfes, und war etwas größer und besser gebaut als die andern Hütten. Die Scene, die uns beim Eintritt erwartete, wäre ein würdiger Gegenstand für den Pinsel eines Hogarth oder Teniers gewesen, und war so unwiderstehlich lächerlich, daß wir alle Mühe von der Welt hatten, an uns zu halten. Das Zimmer, in das wir geführt wurden, enthielt ohngefähr 25 Fuß ins Gevierte, und war, wie wir merkten, das gewöhnliche Audienzzimmer. Der Fußboden bestand aus einer Mischung von hartgetretnem Sand und Lehm, die Wände waren mit rostigen Schwertern, Schilden, alten Musketen, Trommeln und Speeren verziert. Auf jeder Seite des Eingangs stand eine ungeheure Trommel, die im Orient Tomtom genannt wird, auf einem plumpen hölzernen Gestell, und wurde in bestimmten Zeiträumen von einem wachthabenden Soldaten geschlagen. Auf einer Erhöhung zur Rechten saßen zwei jämmerliche Wesen, welche die Strafe des Caungue oder Jochs ertrugen; diese besteht darin, daß dem Verbrecher zwei große Stücke Bambus, jedes 10 Fuß lang, über die Schultern gelegt werden, die vorn und hinten mit zwei starken Hölzern und Riegeln parallel an einander befestigt sind, so daß es ihm das Ansehn giebt, als trüge er eine Leiter auf der Schulter. Gleich hinter dieser Erhöhung befand sich der Eingang in ein anderes zu häuslichen Zwecken bestimmtes Zimmer, vor wel-

chem ein großer Schirm oder Blende von Bambus hing, gleich denen in Bengalen, aber nicht so dicht geflochten, daß wir nicht die Weiber, Kinder und Schweine hinter denselben hatten gewahr werden können, die ganz vertraulich den Inhalt eines großen hölzernen Troges mit einander theilten, der in der Mitte des Fußbodens stand. Im hinteren Theil der Halle in einem Winkel befand sich ein großes plumpes Tafelwerk, auf dem in halberhabener Arbeit eine Gruppe von Figuren dargestellt war, welche die wildeste Phantasie viel Mühe gehabt haben mußte, zu ersinnen. Auf beiden Seiten bemerkten wir auch einige Gemälde mit gräßlichen Ungeheuern in grellen Wasserfarben, nebst einigen andern ähnlichen Producten, und in der Mitte stand ein Tisch mit einem Weihrauchfasse von Erz, einem Becken von demselben Metall, fast ganz mit Asche gefüllt, in dem eine große Menge Lunten steckten, deren Enden alle angezündet gewesen waren, und ein kleiner eherner Jos oder Götze. Den Pfeilern auf jeder Seite gegenüber hingen verschiedene lange schmale Zettel von farbigem Papier mit mancherlei schwarzen Schriftzügen. Die Decke des Zimmers, so wie auch die des Hauses, war mit räuchrigen und zerlumpten Fahnen geschmückt, ob diese aber nur zur Zierde aufgesteckt, oder als Siegesbeute von ihren Feinden kamen, konnten wir nicht ausmitteln. Dem Altar gerade gegenüber befand sich eine Erhöhung, etwa 6 Fuß ins Gevierte und 2 Fuß vom Boden, mit groben Grasmatten bedeckt. Auf derselben lagen einige viereckige rothe Leder-Kissen mit Reißhülsen ausgestopft, und auf diesen saß mit aller möglichen Würde, die Hände in die Seite gestemmt, eine Gestalt mit einem großen Europäischen Filzhut auf dem Kopf, einem Kleide von schwarzer Seide und

darüber die Jacke, die ich dem alten Oberhaupt geschenkt hatte. Auf jeder Seite standen einige Militär-Officiere und Soldaten in bunten Uniformen, die auf alle seine Bewegungen aufmerksam waren. Wir wurden zu dem Throne geführt und von der erhabenen Person mit einer sehr huldreichen Kopfverneigung empfangen, worauf er dann auf zwei plumpe Stühle zeigte, und uns dann in seiner Sprache anredete, wovon wir zwar nicht ein Wort verstanden, aber an der Stimme sogleich unsern vorigen Gast, den alten Heo erkannten.

Das düstre Zimmer, das kein andres Licht hatte, als was durch die Eingangsthür hereinfiel, und auch da noch durch das vorspringende Dach sehr gehindert wurde (denn dieses erstreckte sich sechs Fuß über die Mauer hinaus, und reichte so tief hinunter, daß wir uns bücken mußten, um darunter weg zu kommen), der lästige Rauch, der Wände und Verzierungen ganz schwarz gemacht hatte, die ernste und feierliche Haltung des Mandarins, die groteske Zusammenstellung von Ungeheuern im Winkel, und das mißtönende Geräusch von Menschen und Thierstimmen, bot ein Schauspiel dar, wie es Milton vor der Seele geschwebt haben muß, als er seinen Hof von Pandämonium schilderte.

Des lästigen Ceremoniels bald müde, stieg der alte Mann von seinem Thron herab, und seinem natürlichen Hange folgend, stolzirte er im Zimmer herum, betrachtete seine buntscheckige Kleidung mit großem Wohlgefallen, und nachdem wir, wie er es zu wünschen schien, ihm unsre Bewunderung bezeugt, gab er seinen Begleitern einige Befehle, und hierauf wurde uns ein plumper Tisch mit grobem Chinesischen Theegeräth vorgesetzt, ferner eine große Schüssel voll gekochten Reiß, nebst

einem Stück sehr fettem Schweinefleisch und einer andern mit gekochten Yamswurzeln. Der Alte fing nun an, die Speise in Stücken zu zerreißen, und sie uns in den Mund zu stopfen, wobei er nach jedem hineingestopften Stücke uns eine große Tasse voll sehr süß gemachten Thees mit unleidlicher Zudringlichkeit an die Lippen hielt, bis ich endlich alle Geduld verlor, und da Bitten nichts halfen, eine drohende Stellung annahm, um ihn los zu werden, worauf Furcht, Verlegenheit und Verwunderung ihm ein so drolliges Ansehn gaben, daß sich mein Aerger in ein lautes Gelächter verwandelte, in das er sogleich mit einstimmte, mir aber nun gestattete, nach eigenem Belieben zuzulangen. Nach geendetem Mahle theilte ich ihm meinen Wunsch mit, einen Lootsen zu bekommen und den Fluß sogleich hinaufzufahren, worauf er mir zu verstehen gab, daß die Gewährung dieser Bitte uns beiden den Kopf kosten würde. Ich gab ihm hierauf zu erkennen, daß ich mit meinem Boote hinauffahren wollte. Allein weder hierin, noch daß ich in einem von ihren Böten bis in die Stadt zu fahren wünschte, kam ich zum Ziel. Endlich gab er mir zu verstehen, er würde es in Saigon melden, daß ein fremdes Schiff im Flusse angekommen sei, und um Erlaubniß bäte, bis zur Stadt hinaufzufahren, worauf denn die Antwort in zwei Tagen zurück erwartet werden könnte. Wirklich gab er auch sogleich einem von seinen Begleitern die nöthigen Befehle, worauf wir uns fortbegaben. Die beiden obenerwähnten Unterbefehlshaber begleiteten uns, und führten uns zu einem kürzlich gerichteten und noch nicht vollendeten kleinen hölzernen Gebäude. Als wir heran kamen, sahen wir einen Mann auf einem Stuhle davor sitzen, der dem Anschein nach die Oberaufsicht über den Bau

führte, und noch einige andere um sich hatte, die ihm große Ehre bezeugten, woraus wir nicht mit Unrecht schlossen, daß er etwas Vornehmes seyn müsse. Wir gingen, von unsern Begleitern aufgefordert, auf ihn zu und grüßten ihn, er dankte uns, und führte uns hierauf in das neue Gebäude, was, wie wir fanden, zu gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmt war. Auch war es mit roher Bildhauerarbeit und Gemälden von ungeheuern Thieren mit unförmlicher Gestalt, den widrigen Erzeugnissen einer phantastischen und gemeinen Einbildungskraft, ausgeschmückt. Uebrigens bemerkten wir weder Ehrfurcht, noch sonst ein religiöses Gefühl an den Eingebornen beim Eintritt in diese Pagode; im Gegentheil, als wir unsere Geringschätzung über die Verzierung derselben zeigten, schienen sie das Abgeschmackte davon zu fühlen, und stimmten von Herzen mit in unser Gelächter ein. Unser neue Bekannte führte uns nun in seine eigene Wohnung, wo uns einiges unschmackhafte Backwerk, das größtentheils in Schweinefett gebacken war, vorgesetzt wurde. Durch Zeichen erfuhren wir, daß er die oberste Civil-Behörde des Orts sei, und in seiner Person das Amt eines Richters, Steuereinnehmers und Postmeisters vereine. Wir brachten hier unser Gesuch, den Fluß hinaufzufahren, wieder an, doch mit eben so schlechtem Erfolg; indeß vertröstete der Mandarin uns damit, daß er sogleich nach Saigon schicken wolle, und er schrieb deßhalb die Mannschaft auf, die wir am Bord hatten, die Bewaffnung u. s. w. Zugleich gab er uns dabei die Versicherung, daß der Bote in zwei Tagen wieder zurück seyn solle. Wir kehrten demnach ins Schiff zurück, doch unser neue Bekannte kam alsbald in einem andern Bote uns nach, um uns gleichfalls einen Besuch abzustatten.

V.

Schelmerei der Eingebornen. Abreise aus Canieo.

Wir waren dießmal ein wenig besser auf den Besuch unserer Gäste vorbereitet, und hatten Alles aus dem Wege geräumt, was ihre Wünsche aufregen konnte; da aber zufällig die Thür eines Vorrathsbehältnisses geöffnet wurde, wo ein Theil unserer Waffen sich befand, trat er sogleich hinein und ergriff eine Muskete. Wir boten ihm eine geringere an, er wurde aber so mürrisch, daß wir uns genöthigt sahen, sein Wohlwollen mit unserer besten Muskete, einer Elle rothen Tuchs, einigen Flaschen süßen Weins, Schuhen, Kriegsbedarf u. s. w. zu erkaufen. Ueberhaupt gingen sie bei diesen, wie bei allen andern Besuchen hinsichtlich ihrer Bettelei recht systematisch zu Werke, indem die Unterbefehlshaber erst ihren Vorgesetzten etwas zu verschaffen suchten, die dann, wenn ihre Wünsche befriedigt waren, ihre gehabte Mühe auf gleiche Weise vergalten. Dabei bezeugten diese unverschämten Bettler nie den geringsten Dank für die Geschenke, die man ihnen machte, und bestahlen uns dabei, wo sie nur konnten.

Der Fluß ist etwa hier eine Meile breit und hat eine Tiefe von 14 Faden in dem Arme, an dessen südlicher Seite wir bei einer Tiefe von 9 Faden, etwa eine Meile vom Dorfe, vor Anker lagen. Mit Ausnahme der zuvor erwähnten Berge von Baria, welche südlich ins Vorgebirge St. James auslaufen, ist das Land in der Nähe des Flusses sehr niedrig, im Frühling häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, mit fast undurchdringlichen Wäldern bedeckt und voll von großen Schaaren Tiger und anderer reißenden Thiere. Der Fluß bildet eine

große Menge Arme, worin in vielen måandrischen Krümmungen Inseln liegen, die dem Delta des Ganges einigermaßen gleichkommen.

Auf der Fläche, so weit das Auge nach Süden und Osten hinsehen kann, zeigten sich Böte, die mit Fischerei beschäftigt waren, in der Nähe der Wehre, die überall an den seichteren Stellen angebracht waren. Dem Anschein nach mußte ihr Fang sehr glücklich gewesen seyn. Diese Wehre werden durch Pfähle gebildet, die einige Zoll weit aus einander in den Boden eingerammelt sind. Sie erstrecken sich gewöhnlich $^1/_4$ Meile weit hinaus und bilden einen stumpfen Winkel nach der See zu, mit einer etwa zwei Fuß breiten Oeffnung in einem runden Behälter außerhalb dieses Winkels, der etwa 40 Fuß im Durchmesser hat, und aus Stangen gebildet ist, die in gleicher Entfernung von einander in dem Boden stecken und mit Weidenruthen durchflochten sind. Beim Zurücktreten des Wassers während der Ebbe schwimmen die Fische an den beiden Seiten des Wehrs durch die Oeffnung im Winkel in den runden Behälter hinein, und will auch einer zurückkehren, so wird er ohnfehlbar in den Netzen gefangen, die sich am äußern Ende der Stangen befinden. Jedes von diesen Wehren ist mit einem etwa 20 Fuß hohen von Baumstämmen verfertigten Gerüste versehen, welches die Form eines Galgens hat, und worauf sie ihre Netze trocknen; da diese sehr in die Augen fallen, so dienen sie zugleich als Wegweiser, um vor den Untiefen zu warnen.

In geringer Entfernung von uns lagen zwei Junken von Siam mit Chinesen, die auf ihre Pässe warteten, um den Fluß hinaufzufahren. Ferner lag auch eine Flotte der Einge-

dornen von etwa 30 Segeln daselbst, die beigelegt hatte, um ihre Pässe beim Zollhause vorzuzeigen und den Zoll zu entrichten, der von allen vorbeifahrenden Schiffen gefordert wird. Auch sahen wir viele andere von verschiedenen Seiten heransegeln, und diese scheinbare Handelsthätigkeit dünkte uns eine glückliche Vorbedeutung für den Erfolg unserer Reise; wir sahen uns jedoch zuletzt gewaltig in unserer Erwartung getäuscht.

Bei näherer Beobachtung ihrer Schiffe bewunderten wir mit Recht ihre Geschicklichkeit in Handhabung derselben. Sie sind von verschiedener Größe von 5 bis 100 Tonnen, meistens aber von 15 bis 30, dabei sehr lang, an beiden Enden spitz, und diese Enden ragen weit hervor, so daß das Verdeck um ein Drittel länger ist, als der Kiel, der auch nicht tief geht. Einige von uns behaupteten, daß sie nicht gut windwärts segeln würden; allein das, was wir sahen, bewies das Gegentheil, und man schrieb ihr schnelleres Segeln ihrer Tiefe zu. Diese Art Schiffe sind so eingerichtet, daß man sie mit geringer Mühe und ohne Schaden aus einander nehmen, und wieder zusammenfügen kann, und da sie jährlich nur eine Reise machen, und immer mit günstigem Mousson fahren, so werden sie, sobald sie ausgeladen haben, aus einander genommen, und ins Trockne gebracht. Der Boden ist, wie bei der andern Art, von Außen einen halben Zoll dick mit Gul-gul bedeckt, eine Mischung von Pech, Oel und Kalk, was, wenn es gehörig gemischt ist, sehr fest und elastisch wird, durchaus kein Wasser durchläßt, und ganz herrlich gegen die Würmer schützt. Sie sind sehr dauerhaft und zur See vortrefflich, und führen ein bis drei Segel, die sehr gut zugeschnitten sind. Letztere

bestehen aus Matten, und wir bemerkten, daß das Hintertheil an allen Fischerböten schwarz gefärbt war. Sie bedienen sich des hölzernen im Orient so gewöhnlichen Ankers mit Einem Zahn. Ihre Segeltücher und Kabeltaue sind meistens aus Rohrfasern verfertigt, und ihr Tauwerk aus der Hülse der Cocusnuß, oder einer groben und kurzen Art Hanf von verschiedenen Farben.

Im Vollmond und Neumond steigt das Wasser hier bis auf 9 Fuß, wo dann die Fluth um 11 Uhr eintritt. Wetter und Luft waren mild, nur dann und wann von Westen her durch Windstöße unterbrochen, die jedoch selten sehr heftig wehen, und nie lange dauern. Das Thermometer stand zu Mittag im Schatten 84 bis 86° Fahrenheit. Wir hatten regelmäßige Land- und Seewinde, und die letzteren stimmten mit dem herrschenden Mousson überein, und neigten sich sehr nach Süden.

Den neuesten Beobachtungen zufolge, mit denen die unserigen übereinstimmen, ist die Lage des Vorgebirges St. James 10° 16′ 41″ nördl. Breite und 107° 45′ östl. Länge von Greenwich.

Noch heute erhielten wir Besuch von Heo, der uns zu einem Schmause am Strande einlud. Die gestrige Bewirthung aber hatte uns so völlig die Lust benommen, daß wir für gut fanden, es abzulehnen. Er schenkte uns bei dieser Gelegenheit einige zubereitete Fleischspeisen, Fische, Obst und Yamswurzeln. Das Fleisch mochte Niemand essen; es wurde daher den Schweinen vorgeworfen; Fische und Obst aber waren vortrefflich, besonders die Ananas, die einen feinern Wohl-

geschmack hatten, als irgend sonst wo. Ungeachtet der Mandarin sich kaum von der gestrigen Trunkenheit erholt haben konnte, so forderte er doch wieder geistige Getränke. Es wurde Jedem ein Wenig in einem zerbrochenen Glase gereicht, und ihnen dabei zu verstehen gegeben, daß unser Vorrath von diesem Artikel ausgegangen sei, was sie jedoch nicht glaubten, sondern durch Kopfschütteln und leises Sprechen mit einander ihre Unzufriedenheit zu erkennen gaben. Unsere Versicherungen hielten sie jedoch nicht ab, förmlich um Geld zu betteln, und Alles aufs Unverschämteste zu verlangen, was ihnen nur vor die Augen kam; endlich da wir es nicht länger ertragen konnten, gaben wir dem alten Häuptling ein Zeichen, uns ohne seine Begleiter in die Cajüte zu folgen, welches er anfangs verweigerte, endlich aber doch that, da seine Habgier stärker war, als sein Bestreben, die Würde seines Amtes zu behaupten. Wir schenkten ihm, um ihn zu begütigen, eine Flasche Rum und eine Elle rothes Tuch, welches er indeß mit augenscheinlichem Mißvergnügen annahm, und unter seinem Rocke versteckte. Wir widerholten nun unsere Anfrage wegen der Depesche, die er uns Tags vorher nach der Hauptstadt zu schicken versprochen hatte, und erfuhren, das Versprechen sei erfüllt, und wir könnten in zwei Tagen eine Antwort erwarten, bei unserer Rückkehr aufs Verdeck zog er zu unserm großen Erstaunen die versteckte Rumflasche hervor, trank sie mit seinen Begleitern aus, und verlangte mehr. Da er aber sah, daß wir den Scherz ziemlich übel nahmen, brach er auf, jedoch umarmte er uns sehr freundschaftlich beim Weggehen. Das Boot, in dem sie uns heute besuchten, hatte fast dieselbe Form, wie ihre größeren Schiffe, war etwa 30 Fuß lang und mit

einem leichten Verdeck von Planken und einer Cajüte, oder wie die Matrosen es nennen, einem Sturmhause versehen, woran das gewölbte und sehr sauber aus Bambus verfertigte Dach wasserdicht war. Neun Ruderknechte setzten dasselbe in Bewegung, fast auf dieselbe Art, wie die Chinesen beim Rudern verfuhren, nämlich, indem sie vorwärts stoßen. Diese Ruder waren sehr lang und elastisch, und das Verhältniß der Theile besser, als bei den unserigen. Das Hintertheil des Fahrzeugs war mit senkrecht aufgestellten Speeren aufgeputzt. Sie unterhielten sich bei ihrer Arbeit durch eine Art von eintönigem Recitativ, dessen Worte und Sinn wir späterhin kennen lernten. Während des übrigen Tages belästigten uns die Eingebornen nicht weiter; desto größer aber war unsere Unruhe wegen des Ausgangs unserer Handelsunternehmung, und bei Annäherung der Nacht merkten wir, daß nicht die Eingebornen allein in diesem Lande uns lästig fielen; denn wir wurden von unzähligen Muskitos von erstaunlicher Größe geplagt, die uns das Schlafen ganz unmöglich machten.

Am andern Tage erhielt die größte unter den Siamischen Junken ihren Paß, lichtete die Anker, und fuhr davon, nicht wenig von uns beneidet. Am nächsten Morgen, den 11. Juni, meldete uns die Civil-Magistratsperson, daß wir einen Besuch von ihm zu erwarten hätten, und wirklich sahen wir ihn bald darauf in einem ähnlichen Boote, als das vorige, herankommen, an dem jedoch das Dach des Hauses auf beiden Seiten von hübsch gearbeiteten runden Pfeilern von Bambus getragen wurde. Ihr unverschämtes Benehmen wiederholten sie, wie gewöhnlich, und nur die Furcht, unseren Handelsvortheilen zu schaden, verhinderte uns, sie aus dem Schiff zu werfen. Nach

einer halben Stunde ruderten sie wieder davon, und ließen einige Ferkel und Obst zurück, welches sie zum Geschenk mitgebracht hatten. Der Mandarin hatte uns zugleich die Versicherung gegeben, daß wir unsere Päſſe in zwei Tagen erhalten würden. Da wir aber nun schon drei Tage hier verweilt hatten, und man uns gleich bei der Ankunft den Paß in zwei Tagen versprochen hatte, so fingen wir an, zu fürchten, daß sie uns nur mit Versprechungen hinhielten, die sie nicht Lust hätten, zu erfüllen; indeß blieb uns doch nichts anderes übrig, als uns mit Geduld zu waffnen, noch zwei Tage zu warten, und ein wachsames Auge auf ihr Benehmen zu haben. Der Häuptling drang sehr in uns, ihn zu besuchen; wir wichen indeß einer bestimmten Antwort aus, da wir fanden, daß unsere gegenseitigen Besuche nicht allein unsere Vorrähe verminderten, sondern auch das, was wir zu Geschenken mitgenommen hatten, ohne daß wir bis jetzt den geringsten Vortheil hatten davon erlangen können. Und nach dem, was wir schon von der Habsucht dieser untern Behördern erfahren hatten, schlossen wir, daß auch in dem Fall unser Verlangen genehmigt werden sollte, bei der Annäherung an die Hauptstadt die obern Behörden noch viel größere Ansprüche machen würden, was die Folgezeit auch wirklich bestätigte.

Diesen Morgen kam ein Boot mit vielerlei frischgefangenen Fischen heran, wovon wir eine ganze Mahlzeit für die Schiffsgesellschaft für einen Spanischen Piaster kauften, die einzige Münze, die wir an Bord hatten; wir fanden aber nachher, daß wir sie dreimal theurer bezahlt haten. Unter den Fischen befanden sich viele schöne Barben und Schollen, nebst den größten Krabben und Flußkrebsen, die wir nur je gesehen

hatten. Sie hatten auch einige Haifische im Boote, und da wir zufällig nach dem Preise fragten, erfuhren wir, daß sie dieselben viel höher hielten, als andere Fische.

Das Land nordwestwärts vom Vorgebirge St. James erstreckt sich weit nach Norden, und bildet eine tiefe Bai zwischen diesem und der Spitze Dai-Jang, bei welcher wir lagen. In diese ergießen sich der Gagn-jai, der Cai-mey und andere kleine Flüsse. Am ersteren pflegen die bei Vungtau liegenden Schiffe süßes Wasser einzunehmen, da an jenem Orte keines zu finden ist.

Am Nachmittage sahen wir ein großes bewaffnetes Boot von Canjeo aus grade auf uns zusteuern. Wir vermutheten, es brächte uns den Paß, sahen es aber bald zu unserm großen Mißvergnügen vorbeirudern und ein mit vollen Segeln fahrendes Schiff verfolgen, welches sich gar sehr anzustrengen schien, ihm zu entkommen, es wurde jedoch eingeholt, und mit großen Zeichen des Triumphs von Seiten der Sieger nach Canjeo gebracht. Was es mit diesem genommenen Schiffe für eine Bewandniß hatte, konnten wir nicht ausfindig machen, hielten es jedoch für einen Schleichhändler. Bald darauf sahen wir dasselbe Boot voller Menschen grade auf uns zusteuern, und hörten vom Dorfe aus die Töne der Gongs-Tomtoms und das Jauchzen der Einwohner. Da wir nicht wußten, was wir daraus machen sollten, und den Leuten, ihrem frühern Benehmen nach, nicht recht trauten, so wurde Alles in Vertheidigungszustand gesetzt, auf den Fall, daß es nöthig wäre. Das Boot war indeß bald heran gekommen, und Heo, der sich bei dieser Gelegenheit ungewöhnlich heraus-

geputzt und ein größeres Gefolge bei sich hatte, stieg stattlich und mit feierlichem Gesichte aufs Verdeck und schien ein wenig verlegen über unsere kriegerische Stellung. Er hatte jedoch seine Fassung bald wieder, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß wir zu einem großen Schmause ans Land kommen sollten. Unsere Antwort darauf war eine Frage nach unserm Paß; aber er that, als verstände er uns nicht, sondern zeigte auf das lange Boot, und bedeutete uns, wir sollten Alle ans Land gehen, wenn auch nicht zum Schmause, doch wenigstens um Wasser einzunehmen. Wir versicherten ihm wiederholt, wir brauchten nichts, als die Erlaubniß, nach Saigon zu gehen, und diese zwar augenblicklich, und gaben ihm dabei zu verstehen, daß, wenn wir die Pässe nicht den nächsten Tag bekämen, wir in dem Boote nach der Hauptstadt auch ohne seine Erlaubniß fahren würden, weil wir starken Verdacht hätten, daß er uns nur hinhielte. Zugleich würden wir dem Obermandarin in Saigon melden, wie wir behandelt worden und auf Bestrafung dringen. Er schien sehr erstaunt über diese Erklärung, kam aber bald mit einer neuen Einladung zu einer Büffeljagd am Lande, welches einer der Begleiter des Häuptlings uns dadurch deutlich machte, daß er die Zeigefinger wie ein Paar Hörner an die Stirn hielt, und dann auf allen Vieren umhergaloppirte, von allen Uebrigen mit lautem Geschrei verfolgt. Wir thaten hierauf Heo einen neuen Vorschlag, indem ich verlangte, er sollte mich in sein Boot nehmen und in die Hauptstadt fahren, worauf er erwiderte, daß, wenn wir das lange Boot aussetzten, und heute mit der ganzen Schiffsgesellschaft zur Jagd gehen wollten, er uns morgen Erlaubniß geben würde, den Fluß hinauf zu fahren, weil es

gar nicht nöthig sei, daß wir sie erst von den Behörden zu Saigon erhielten. Voll Erstaunen über diese Erklärung verlangten wir zu wissen, ob unsere Ankunft in der Stadt gemeldet worden, worauf er stillschweigend zu verstehen gab, sie sei es nicht, indem er uns zugleich versicherte, es hänge ganz allein von ihm ab, unsere Bitte zu gewähren, oder nicht; doch wollte er uns durchaus keinen Grund angeben, warum er uns hierüber so lange in Ungewißheit erhalten hätte. Es erfolgte hierauf ein langer Streit darüber, daß wir ans Land gehen sollten, und endlich schlugen sie vor, zwei von der Schiffsmannschaft an Bord zu lassen, indeß die Uebrigen sich mit der Jagd belustigten. Da ihr Vorschlag nicht die erwünschte Wirkung hatte, nahmen sie zu einem andern Mittel ihre Zuflucht; einer der Bootsleute, der ein wenig Portugiesisch verstand, mußte uns sagen, es sei eine christliche Kirche am Ufer, und wir würden Alle eingeladen, einer großen Messe beizuwohnen, die an dem Tage gehalten werden solle. Dieß vernahmen wir mit großer Freude, da wir natürlich vermutheten, daß wenigstens der Messe lesende Priester ein Mann von einigen Kenntnissen seyn, und eine uns bekannte Sprache verstehen würde. Unsere Ungeduld war sehr groß, diesen Mann zu sprechen, der uns nicht bloß Dollmetscher, sondern auch Freund werden sollte. Ich schlug daher vor, augenblicklich ans Land zu fahren, um diesen Mann zu sehen, und ihn für uns zu gewinnen, und die Aussicht, bald alle Hindernisse unserer Wünsche beseitigt zu sehen, setzte unsere Gefühle so sehr in Bewegung, daß wir einander schon Glück wünschten. Sie lehnten meinen Vorschlag jedoch ab, indem sie angaben, die Kirche liege eine kleine Strecke vom Dorfe, obwohl, wie wir später wahrnah-

men, gar keine da war, und wir würden sie so spät am Tage unmöglich vor dem Abend noch erreichen. Unsere Erwartungen wurden durch diese Erklärung schon ein wenig herabgestimmt; doch hingen wir noch fest an der Hoffnung des Gelingens, und sie verließen uns mit dem Versprechen, uns am folgenden Tage früh zu besuchen. Als sie uns verlassen hatten, verloren wir uns in Vermuthungen über den Grund, warum sie uns nie zuvor angezeigt hätten, daß eine christliche Kirche in der Nähe sei, oder nie einen Menschen mitgebracht hatten, der im Geringsten fähig war, den Verkehr mit uns zu erleichtern. Gern wären wir ihnen zum Trotz den Fluß hinauf gefahren, indeß ließen sich so viele Gründe dagegen aufbringen, daß wir den Plan bald aufgaben, und es blieb uns nichts Anderes übrig, als den Besuch des Mandarins zu erwarten.

Um 10 Uhr des folgenden Morgens kamen unsere erwarteten Gäste, aber ohne einen Fremden oder auch nur den Sprecher des vorigen Tages mitzubringen. Als wir unser Mißfallen bezeugten, schienen sie uns nicht zu verstehen, so sehr wir uns auch immer bemühten, uns deutlich auszudrücken. Diese plötzliche und unerklärliche Umwandlung setzte uns in große Verlegenheit, bis sie endlich zu verstehen gaben, wir sollten die Ladung aus unsern Kanonen nehmen. Unsere Weigerung, dieß zu thun, wurde ihnen auf eine Weise gegeben, die ihnen zeigen sollte, daß wir sie bald zu gebrauchen dächten; aber sie schienen darüber ganz und gar nicht erstaunt oder erschrocken. Wir suchten nun ihre Aufmerksamkeit wieder auf unsern Paß zu lenken, konnten aber keine Antwort erlangen, als ein Kopfschütteln. Wir wußten, daß die könig-

liche Residenz in der Stadt Hue am nördlichen Ende des Königreichs sich befände, und schlossen nun, daß es nicht in der Macht dieser Leute stehe, uns zu erlauben, den Don-nai hinauf zu fahren. Wir brachten hierauf eine Charte von der Küste herbei, und indem wir verschiedene der Hauptplätze an der Küste zeigten, und die Namen Padaran, Nhiatrang, Phuyen, Quinhone, Faifoe und Hue nannten, welche sie alle vollkommen verstanden, und endlich unsere Absicht zu erkennen gaben, sogleich zu dem letztern Orte hinzufahren, waren sie damit zufrieden, und machten uns Zeichen, daß wenn wir mit einem Erlaubnißschein vom Könige von dort zurück kämen, wir nach Saigon fahren könnten. Wir wünschten sie jedoch nicht fort zu lassen, ohne noch einen Versuch zu machen, die Erlaubniß zum Weiterfahren zu erlangen, ohne diese erst in Hue einzuholen. Wir brachten ihnen daher wieder ihren Lieblingstrank, worüber sie zwar erfreut waren, dennoch aber des Passes nicht mit einer Sylbe gedachten und hierauf, dem Anschein nach, sehr freundlich von uns schieden.

Da die Fluth uns jetzt nicht günstig war, und ein frischer Seewind wehte, sahen wir uns genöthigt, den Abend-Landwind zu erwarten. Gegen Ende des Tages bemerkten wir eine ungewöhnliche Menge Böte, die von verschiedenen Seiten her in die Bucht fuhren; es war großes Geräusch am Ufer, und am Abend hatte sich der verwirrte Lärm der Gongs-Tomtoms und der Stimmen bedeutend vermehrt. Wir konnten uns die Ursache dieses Lärmens nicht erklären, und schrieben es ihrer Freude über den Fang des vorhin erwähnten Bootes zu. Sowie der Landwind sich erhob, lichteten wir die Anker, steuerten nach dem Cap zu, und waren am 13. mit

Tagesanbruch in sicherm Fahrwasser, worauf wir uns nordwärts wandten.

VI.

Pulo Ciecer de Mer. Cham Callao. Turon. Historische und Geographische Beschreibung von Cochin=China.

Der Gebirgskette vom Vorgebirge St. James bis zum Meerbusen von Tunkin, ist schon oben gedacht worden; sie läuft längs der Küste hin und bildet eine Schutzwehr gegen die See. Indem sie in einigen Theilen der mittlern Provinzen sich nur um wenige Meilen von der Küste entfernt, giebt sie dem Lande in dieser Gegend ein höchst malerisches Ansehn, so wie auch die verschiedenen kleinen Flüsse und Buchten an der Küste eine große Menge sicherer, ja sogar zum Theil geräumiger Häfen darbieten. Im Innern an der Westgrenze des Landes, befindet sich eine Gebirgskette, die mit hohem Bauholz bewachsen und von wilden Thieren angefüllt ist. Das Dazwischen liegende Land ist fruchtbar und gesund, und hat die herrlichsten Aussichten. Die Küste ist steil, reich an vielen Arten von Fischen, und sehr bequem für den Seefahrer, indem sie überall guten Ankergrund hat (obwohl nahe bei Cap Avarella, dem östlichsten in Cochin=China, dieser nur bis auf eine kleine Strecke vom Ufer reicht), keine unsichtbare Gefahren an der Küste befindlich sind, die Hollands=Bank ausgenomen, welche drei oder vier Meilen nordwestlich von der Insel Pulo Ciecer de Mer liegt, zwischen der und der Bank ein sicherer Canal sich befindet, die Brittosbank, nahe am Lande, parallel mit Ciecer de Terre und dem Cap Padaron; die letzte

liegt aber den an der Küste hinfahrenden Schiffen nicht im Wege.

Am 14. früh entdeckten wir die Insel Pulo Ciecer de Mer. Sie ist von mäßiger Höhe, beinah zwei Seemeilen lang von Nordosten nach Südwesten, und hat einen Berg an jedem Ende, so daß sie von Weitem das Ansehn zweier Inseln hat. Die Cochin-Chinesen halten sie für sehr bedeutend; denn sie ist fruchtbar, und die Klippen und Abgründe enthalten eine große Menge eßbarer Vogelnester, so wie das Meer, vielerlei Fische, die zum Theil gesalzen und getrocknet, oder auch zu einer schmutzigen, stinkenden und öligten Flüssigkeit verwendet werden, welche die Eingebornen zu allerlei Speisen gebrauchen. Auch Ambra soll hier gefunden werden. Mit diesen Artikeln bezahlen die Insulaner ihren jährlichen Tribut an den König, verschaffen ihren Familien Lebensunterhalt, und treiben Handel mit ihren Nachbarn auf dem Continent; sie sind bei Weitem die betriebsamsten und unternehmendsten unter den Cochin-Chinesen, und leben besser.

An diesem und dem folgenden Tage fuhren wir unfern der Küste hin, um das Land genau in Augenschein zu nehmen, und bemerkten nach einander das Cap Padaran, das falsche Cap Avarella, den Hafen Camraigne und die Stadt Nhiatrang. Am Nachmittag machte uns bei frischem Seewinde die geschickte Bewegung der Fischerböte viel Vergnügen, von denen viele bei uns vorbeifuhren, und wir wunderten uns gar sehr, wie diese schönen Böte ohne Verdeck und mit kurzen Segeln über die Wellen dahin tanzten, ohne daß nur ein Tropfen Wasser hineinspritzte.

Am nächsten Morgen kamen wir bei der schönen fruchtbaren und wohlangebauten Provinz Phuyen vorbei. Das Gebirge entfernte sich um einige Meilen von der Küste und ließ uns fruchtbare Ebenen, Thäler und anmuthige Hügel mit lebhaftem Grün bekleidet erblicken, welche der Contrast mit den fernen rauhen Gebirgen um so reizender hervorhob, und recht als ob das Gemälde vollendet werden sollte, zerstreuten die Seewinde zuweilen die dichten Dünste, und zeigten uns einen hohen Thurm, oder eine alte Pagode auf einer der höchsten Spitzen jener dem Anschein nach unzugänglichen Klippen. Mehrere Kauffahrteifahrzeuge waren in verschiedenen Richtungen zu sehen, und erhöhten das Interesse der Scene. Die Onamesen malen, wie die Chinesen, Augen auf das Vordertheil ihrer Schiffe, um Wachsamkeit anzudeuten.

Am Morgen des 17. kamen wir zwischen der Insel Pulo Canton und dem festen Lande durch, wo der Canal vier Seemeilen breit ist. Diese Insel wird, so wie Pulo Ciecer de Mer, wegen derselben Producte geschätzt, woran die letztere reich ist. Sie ist von mäßiger Höhe, unbewohnt, und hat gute süße Wasserquellen; die Landung ist aber im Norden, so wie in Nord- und Süd-Osten gefährlich. Am Nachmittag kamen wir bei der Insel Falsch-Callao vorbei, und ankerten am Abend in dem Hafen der Insel Cham-Callao. Dieser Hafen liegt auf der Südseite der Insel und scheint ziemlich sicher gegen alle Winde zu seyn, indem er durch kleine Inselchen, die vor demselben zerstreut liegen, davor geschützt wird. Ackerbau und Fischerei werden hier fleißig betrieben. Ein kleines Dorf lag in der Bai nordwärts von uns, vor welchem mehrere Schiffe des Landes geankert hatten. Als wir uns näherten, kam ein

Boot aus der Bai; die Leute begrüßten uns in ihrer Sprache, und gaben durch Zeichen zu erkennen, wir möchten weiter in den Hafen fahren. Als wir bis auf eine Englische Meile vom Dorfe gekommen waren, ließen wir, ihren Zeichen zufolge, in einer Tiefe von 7 Faden die Anker fallen.

Es waren nur zwei Menschen in diesem Boote, und sie kamen hierauf mit großer Vorsicht an uns heran. Wir zeigten auf das feste Land, wiederholten das Wort Hansan, die Benennung der Eingebornen für Turon, und gaben zu verstehen, daß wir mit nächstem Sonnenaufgang dorthin zu fahren gedächten. Am Abend besuchten uns unsere neuen Bekannten abermals, und brachten eine Quantität vortrefflicher gedörrter Fische und einige Kürbisse mit, weigerten sich aber schlechterdings, Geld oder irgend eine andere Vergütung für dieß freiwillige Geschenk anzunehmen, und es bedurfte vieler Ueberredung von unserer Seite, um sie zu vermögen, ein wenig süßen Wein zu kosten. Sie ankerten hierauf in einiger Entfernung von uns, und kamen mit Tages Anbruch mit großer Vorsicht wieder heran, und bedeuteten uns, daß es Zeit zur Abfahrt sei, worauf wir die Anker lichteten, und von dem Boote geleitet, den Hafen verließen, doch auf einem andern Wege, als dem, den wir gekommen waren. In diesem Canal betrug die Tiefe des Wassers fast immer 10 Faden, und als wir um die westliche Spitze der großen Insel herum waren, zeigten sie nach der Richtung der Bai von Turon hin, und schickten sich an, uns zu verlassen, waren auch durchaus nicht zu bewegen, heranzukommen, um eine Belohnung für ihre Dienste zu empfangen. Das seltsame Benehmen dieser Leute, das so ganz verschieden von dem war, was wir beim Don-nai erfahren

hatten, gab Anlaß zu verschiedenen Vermuthungen. Die wahrscheinlichste war jedoch, daß die Insulaner sich vor uns fürchteten, und diese Maßregel ergriffen hatten, uns auf die ruhigste und schnellste Weise los zu werden.

Auf unserer Fahrt nach der Bai von Turon kamen wir bei der Stadt und dem Hafen Faifoe vorbei, welche früher die Marktstadt aller nördlichen Provinzen war; vor den bürgerlichen Kriegen, die das Land beunruhigten, wurde sie von den Portugiesen aus Macao und von den Japanesen besucht, die einen sehr lebhaften Handel nach diesem Hafen trieben. Jetzt ist er in Verfall gerathen, und wird nur noch von einigen kleinen Fahrzeugen aus Tunkin besucht. Vor dem Hafen auf einer niedrigen Halbinsel liegen viele braune Marmorfelsen, die von Weitem einem Haufen Ruinen gleichen; ob sie aber durch die Natur oder Kunst dort aufgehäuft wurden, konnten wir nicht bestimmen.

Um 10 Uhr erreichten wir das Vorgebirge Turon, welches hoch und steil ist und am äußersten östlichen Puncte einer Halbinsel liegt, welche nach Osten und Nordosten die Bai und den Hafen von Turon begrenzt. Auf der Spitze desselben liegt ein merkwürdiger und in die Augen fallender Felsen, der einem ruhenden Löwen gleicht, und was die Täuschung noch vollkommener macht, ist, daß der Kopf an der Stelle der Augen ganz durchlöchert ist. Wir fuhren etwa eine Englische Meile vom Ufer herum, und ankerten am Nachmittag in der Bai von Turon in einer Tiefe von 7 Faden auf schlammigem Grunde. Hier salutirten wir mit 5 Kanonen, welches nur durch das Ausstecken einer zerlumpten Flagge auf einem der Forts beantwortet wurde.

Bald darauf kam ein Boot aus der Stadt heran mit drei Mandarinen. Die alte Schwierigkeit, uns verständlich zu machen, begann hier von Neuem, indeß fand sichs, daß einer der Mandarinen Lateinisch verstand, und so erfuhren wir denn, daß der König seit einigen Wochen seine Residenz Hue verlassen habe, und daß er sich in diesem Augenblick in Toan-hoa am Meerbusen von Tunkin befinde, indem er sein Gebiet in jener Gegend durch Eroberungen erweitere; die Zeit seiner Rückkehr sei sehr ungewiß. Sie benachrichtigten uns, daß das Land während der bürgerlichen Kriege sehr verwüstet worden sei, und sich langsam aus dem Zustande der Armuth wieder erhebe, in den es durch die Ausschweifungen der feindlichen Truppen versunken sei. Wir erfuhren auch, daß sie in Kurzem zwei Französische Schiffe erwarteten, deren Besitzer im vorigen Jahre einen Contract mit dem Könige geschlossen hatten, ihm Schieß- und Seitengewehre, nebst Kleidung für seine Truppen, Feuersteine und andere kleine Artikel zu liefern, wofür sie Zucker und rohe Seide erhalten sollten; jedoch sei, was wir auch nachher bestätigt fanden, in allen nördlichen Provinzen zusammengenommen, nicht so viel von diesen Artikeln vorhanden, um eins zu beladen.

Unter diesen niederschlagenden Umständen beschlossen wir, keine Zeit mehr hier zu verlieren, sondern nach Manilla zu fahren, wo wir hofften, Jemanden zu finden, der, mit der Onam-Sprache bekannt, uns nach Saigon begleiten würde, und daß wir durch ihn vielleicht Erlaubniß erlangen dürften, dorthin zu fahren. Nachdem wir daher unsere Gäste bewirthet hatten, die abermals nach Landessitte Alles haben wollten, was sie sahen, lichteten wir die Anker und verließen die Bai.

Die Bai von Turon ist eine der schönsten von der Welt, und Schiffe, die innerhalb Callao-Hanne oder der Turon-Insel liegen, sind in dem Hafen vor allen Winden geschützt. Ein schmaler Arm eines für Böte fahrbaren Flusses fällt in den südlichen Theil der Bai, und verbindet sie mit der Stadt Faifoe. Zwei unter Aufsicht von Französischen Ingenieurs regelmäßig von Steinen erbauten Forts beherrschen den Hafen und die ebenerwähnte Verbindung mit Faifoe, und würden die Stadt Turon gegen eine furchtbare Seemacht schützen können. Turon, das einst eine volkreiche Stadt war, ist jetzt verfallen und schmutzig; die Märkte sind jedoch reichlich mit Schweinfleisch, Geflügel, Fisch, Gemüsen und Früchten versehen, die man sich um einen mäßigen Preis verschaffen kann, und süßes Wasser ist leicht zu haben.

Fragt man, wie und wo die Mandarine, die uns in der Bai von Turon besuchten, zu ihrer Kenntniß der Lateinischen Sprache kamen, so dient zur Nachricht, daß bald nach der Wiedereinsetzung der gegenwärtigen königlichen Regierung, einige Französische Missionarien in dieses Land kamen, und die Einwohner, welche dieser Nation sehr dankbar für den Beistand waren, den sie ihnen gegen die Rebellen geleistet, zeigten ihnen Freundschaft und Vertrauen, indeß die sanften, bescheidenen Sitten dieser Missionarien sie den Eingebornen werth machten, und ihnen viele Proselyten zuführten, welche sie vermittelst der Lateinischen Sprache in den Grundsätzen des Christenthums unterrichteten; zu dieser Zahl gehörten zwei der Oberhäupter, die zu uns an Bord kamen.

Die Handelsschiffe von Tunkin, welche Turon und Faifoe besuchen, haben nur Einen Mast; die Ladung aus Tunkin be-

steht gewöhnlich in Brennholz und Schiffsbauholz, Eisen und großen Krügen, die funfzig bis hundert Gallonen enthalten, wofür sie Zucker, Salz, Reiß u. s. w. mitnehmen.

Das Land Onam *) oder Cochin = China verdankt seine gegenwärtige Bevölkerung einer unglücklich abgelaufenen Empörung eines Tunkinesischen Fürsten gegen seinen Oberherrn, vor beinah zwei Jahrhunderten. Da der Prinz gänzlich geschlagen, und von den siegreichen Truppen des Königs verfolgt wurde, entfloh er mit seinen Anhängern nach Cochin = China, welches damals von den Lois oder Laos bewohnt wurde, einem unwissenden und schüchternen Volke, welches mit der Kriegskunst ganz unbekannt, bei Annäherung dieser Fremdlinge eiligst in die Gebirge von Tsiompa floh, und die Tunkinesischen Flüchtlinge in ruhigem Besitz ihres Landes ließ. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die große Menge von vierfüßigen Thieren, Vögeln und Fischen, womit die Wälder, Sümpfe, Flüsse, Seen und angrenzenden Meere angefüllt sind, verschafften ihnen in reichem Maße alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, ihre Bevölkerung wuchs in eben dem Maße, und bald hatten sie sich über den ganzen nördlichen Theil des Landes verbreitet, ja sie drangen wenige Jahre darauf in Süden bis an die Grenze von Cambodia vor, wo sie die Stadt Saigon erbauten, und späterhin Don=nai, etwa dreißig Englische Meilen nördlich von Ersterer. In weniger als vierzig Jahren seit ihrem ersten Einfall, finden wir sie in ruhigem Besitz des ganzen Onam = Landes, oder des eigentlichen Cochin=China; ja sie hatten sogar schon einige glückliche Einfälle in Cambodia gemacht.

---

*) Man sehe Dr. Morrisons View of China p. 80.

Dieß Land ward von einem muthigen und kriegerischen Volke bewohnt, als die Loia oder Ureinwohnern von Onam; sie widerstanden eine lange Zeit dem Joche ihrer neuen und lästigen Nachbarn; auch erleichterte die Natur ihres Bodens diesen Widerstand gar sehr, indem er sehr niedrig, mit fast undurchdringlichen Wäldern und dichtem Unterholz bedeckt, und von unzähligen Flüssen und Buchten durchschnitten war, was ihnen hinreichende Gelegenheit gab, dem Feinde Fallen zu legen, und andere, unter barbarischen Nationen gewöhnliche Vertheidigungsmittel anzuwenden. Auch wurden die Cambodier wirklich erst unter der jetzigen Regierung gänzlich von den Onamesen unterjocht, wodurch denn Cambodia ein Theil von Cochin-China geworden, und wie jenes in Provinzen getheilt ist.

Das ganze Land erstreckt sich jetzt von 8° 40′ bis zum 17° N. B., und vom Cap Avarella, das unter 109° 24′ O. L. liegt, erstreckt es sich ungefähr 150 Englische Meilen westwärts von der Küste aus. Das Königreich zerfällt in drei Haupttheile, nämlich Don-nai, der südlichste, welcher ganz Cambodia begreift, und sich bis zum 12° N. B. nach Norden erstreckt. In diesem Theile liegen die Städte Saigon und Don-nai. Die mittlere Abtheilung liegt zwischen dem 12 und 15° der Breite; sie heist Chang, und enthält die Städte Nhiatrang und Quin-hone. Die Abtheilung Hue, wo sich die Residenz des Monarchen befindet, die ebenfalls Hue oder Hue-Cu heißt, ist die nördlichste, und wird nach Süden durch die Provinz Chang, nach Norden von dem Meerbusen von Tunkin begrenzt. Diese drei Abtheilungen zerfallen wieder in Provinzen, deren Namen, Lage und Grenzen uns aber nicht genau genug bekannt sind, um sie angeben zu können.

Eine milde Regierung, ein fruchtbarer Boden und eine zu Seeunternehmungen so sehr geeignete Küste, machten dieses Königreich zu einem der mächtigsten in Ostasien, und es hatte schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, was Unternehmungsgeist, Handel, Ackerbau und Gemeinwohl betrifft, die höchste Stufe erreicht. Die ersten sechs Könige dieses Landes von Tunkinesischer Dynastie waren bei ihren Unterthanen sehr beliebt, die sie auf die Weise der alten Patriarchen beherrschten, indem sie ihr Volk wie ihre Kinder betrachteten, und durch ihr Beispiel zur Einfachheit, Betriebsamkeit und Mäßigkeit anhielten. Aber die spätere Entdeckung der Gold- und Silbergruben, und die leichte und häufige Verbindung, welche ihr Handel mit den Chinesen eröffnet hatte, führten Luxus und Weichlichkeit am Hofe zu Onam ein, und machten die Beherrscher so stolz, daß sie den mächtigen Monarchen des himmlischen Reiches (China) nachahmten, und sich zuerst von schmeichelnden Höflingen den gotteslästerlichen Namen König des Himmels ertheilen ließen, der bald durch ein Edict im Lande allgemein angenommen wurde. Natürlich konnte der König des Himmels nicht solche Wohnungen wie die gemeinen Erdenkönige haben, und wir finden, daß Vous-tsoi, der Vater des jetzigen Beherrschers, den verschiedenen Jahreszeiten nach, seine Winter- Sommer- und Herbstpaläste bewohnte, und sich in alle Genüsse des Luxus und der Schwelgerei stürzte. Selbst die Goldbergwerke boten keine hinreichende Quelle für seine unsinnigen Ausschweifungen dar; immer neue Abgaben wurden ersonnen, und diese Erpressungen wurden den Unterthanen durch Gewalt und tyrannischen Druck entrissen, da ihre Beiträge nun aufgehört hatten, freiwillig zu seyn. Der Fürst,

von schmeichelnden Schmarotzern umgeben, die jeden Zugang zu seinem Ohr bewachten, kannte natürlich die immer wachsenden Uebel nicht, und überließ sich seinen Vergnügungen, und die Regierung seinen listigen Höflingen, welche das Volk ausplünderten und in einen Abgrund von Armuth und Noth stürzten, welche Catastrophe noch durch die allgemeine Sittenverderbniß, die vom Hofe und der Hauptstadt ausging, beschleunigt wurde. Ungeachtet der Irrthümer und Mängel dieses Fürsten soll er von sanftem Character, im Geheim den so einfachen Sitten seiner Vorfahren ergeben gewesen seyn, und seine Unterthanen geliebt haben, die er immer seine Kinder nannte. Auch war er den Lehren des Christenthums günstig, und behandelte die Diener desselben mit großer Ehrfurcht und Nachsicht.

Le Poivre, ein verständiger und geistreicher Französischer Schriftsteller, der um diese Zeit Onam als Diplomat besuchte, sprach damals über das herrannahende Schicksal des Königreichs im prophetischen Geiste folgendermaßen: „Wenn die Sittenverderbniß jeden Stand angegriffen haben wird, wenn die Grundsäulen des Ackerbaues, der Freiheit und des Eigenthums, die von den Großen schon angegriffen worden, ganz gestürzt seyn werden, wenn der Stand des Landmanns der verächtlichste und zugleich der minder einträglichste seyn wird, was wird dann aus dem Ackerbau werden, was aus dem Fürsten und seinem Volke? Ihr Schicksal wird dann jener Nation gleichen, die das Land vor ihnen besaß, vielleicht auch jenen Wilden, die es der Nation abtraten, von denen jetzt nichts übrig ist, als die Trümmer einer ungeheuern Mauer, nahe bei der Hauptstadt, welche ein Theil einer großen Stadt gewesen

zu seyn scheint. Sie ist von Backsteinen und von ganz anderer Form, als man in den andern Ländern Asiens sieht; doch hat keine Geschichte, keine Sage das Andenken der Erbauer erhalten. Im Ganzen schließe ich aus der allgemeinen Verderbniß, welche die Sitten der Cochin-Chinesen bedroht, daß der Ackerbau in Verfall ist, und daß, wie sehr man sich auch bemühen mag, ihn aufrecht zu erhalten, er über seinen Meridian hinaus ist, und nothwendig völlig ausarten muß."

Es nahete nun mit raschen Schritten ein Zustand, den die Mißgriffe dieser Regierung natürlich herbeiführten. Freiheitsliebe und Haß gegen die Unterdrückung, welche dem menschlichen Gemüthe überall eingepflanzt sind, behaupteten auch ihr Recht in den Herzen der Onamesen, und erzeugten einen Bürgerkrieg, der beinah dreißig Jahre lang das Land beunruhigte, bis die Regierung endlich wieder an die alte Dynastie kam, in der Person von Vous-tsois Sohn, der unter dem Namen Caung-Shung gekrönt wurde.

Einige Nachricht von diesem Kriege wird vielleicht dem Leser nicht uninteressant seyn. *)

Im Jahr 1774, im fünfunddreißigsten Jahre der Regierung des Caung-Shung, Vaters des gegenwärtigen Monarchen, brach eine Empörung in der Stadt Quin-hone, der Hauptstadt der Abtheilung Chang, aus. Drei Brüder standen an der Spitze derselben; der älteste, Namens Yinyac, war ein reicher Kaufmann, und trieb einen ausgebreiteten Handel nach China

*) Asiatic Researches, Barrow, Abbe Rochon und der Vicekönig und die Missionarien zu Saigon, (auch Miscellen a. d. n. a. L. 31. Band, S. 419.

und Japan. Long-niang, der zweite, war ein Stabs-Officier oder Kriegsmandarin von hohem Range und großem Ansehn, und der dritte war ein Priester. Ihre erste Sorge war, sich der Person des Königs zu bemächtigen, den sie umbrachten, nebst allen Gliedern der königlichen Familie, die ihnen in die Hände fielen. Die Stadt Saigon in der Abtheilung Donnai soll der Partei des ermordeten Königs günstig gewesen seyn, es wurde daher eine Armee gegen dieselbe ausgeschickt, die Mauern dem Erdboden gleich gemacht, und 20,000 Einwohner ermordet. Ihrem Uebereinkommen über die künftige Regierung des großen Landes nach, sollte Yinyac die beiden Abtheilungen Chang und Don-nai besitzen. Long-niang die Abtheilung Hue, die an Tunkin grenzte, und der jüngere Bruder sollte Oberpriester von ganz Cochin-China werden.

Kaum hatte Long-niang den Fuß in seine Hauptstadt Hue gesetzt, als er die Gelegenheit ergriff, mit dem König von Tunkin in Streit zu gerathen, der ein Vasall des Kaisers von China war. Der König verließ gleich nach dem ersten Treffen seine Armee und floh nach Pekin, um den Kaiser Kien-long um Beistand zu bitten, der eine Armee von 100,000 Mann gegen die Cochin-Chinesen sandte. Long-niang war durch seine Spione von den Bewegungen dieser großen Armee vollkommen unterrichtet. Er schickte Detaschements aus, um die Dörfer zu zerstören, und das Land zu verwüsten, durch welches sie kommen mußte, und die Chinesische Armee war schon, ehe sie noch die Grenze von Tunkin erreichte, des Unterhalts wegen in großer Noth, und genöthigt, sich zurückzuziehen. Die Folge davon war ein Vertrag, und Long-niang wurde als König von Tunkin und Cochin-China anerkannt, welche Län-

der in Zukunft jedoch dem Kaiser von China zinspflichtig seyn sollten.

Zu Anfange dieser Empörung wohnte am Hofe ein Französischer Missionar, Namens Adran, der sich Apostolischer Vicar von Cochin=China nannte. Caung = Shung achtete ihn so hoch, daß er ihm seinen einzigen Sohn und Thronerben zur Erziehung übergab. Adran und der Prinz, nebst dessen Weibe und kleinem Sohne, sahen beim ersten Ausbruch der Empörung, daß nur in der Flucht einige Hoffnung für sie sei, und mit Adrans Hülfe bewirkten sie dieselbe, und flüchteten sich in einen Wald. Sobald sich der Feind zurückgezogen hatte, suchten die unglücklichen Flüchtlinge nach Saigon zu entkommen, wo das Volk sich haufenweis zu den Fahnen seines rechtmäßigen Beherrschers drängte, den sie, wie schon gesagt, unter dem Namen Caung = Shung krönten. Um diese Zeit lag in dem Hafen von Saigon ein bewaffnetes Schiff, von einem Franzosen commandirt, ferner sieben Portugiesische Kauffahrteifahrer aus Macao und eine Menge Cochin=Chinesischer Junken und Ruderböte. Diese kaufte der König, kehrte nach Donnai zurück, um die Flotte des Usurpators im Hafen von Quinhone anzugreifen; die Expedition schlug fehl, der König kehrte nach Don = nai zurück, und da aller Widerstand vergeblich war, schiffte er sich mit denen, die von seiner Familie übrig geblieben, und einigen Getreuen zu Saigon ein, und begab sich nach Pulo = Way, einer kleinen unbewohnten Insel, an der Nordseite des Siamischen Meerbusens, hart an der Küste von Cambodia. Hier stießen bald darauf etwa 1200 seiner eigenen waffenfähigen Unterthanen zu ihm. Caung = Shung, der einen Angriff von den Usurpatoren fürchtete, fuhr nach Siam,

und wurde von dem König dieses Landes wohl aufgenommen. Hier erhielt er Nachricht von seinem Freunde Adran, daß die südliche Abtheilung des Landes seiner Sache günstig sei, und auf die Bitte des Missionars vertraute er ihm seinen Sohn an, worauf dieser sogleich mit diesem Unterpfande nach Pondichery und von da nach Paris segelte, wo sie im Jahr 1787 ankamen.

Der junge Prinz wurde bei Hofe vorgestellt und mit aller möglichen Achtung behandelt. Im Verlauf einiger Monate schloß Adran einen Tractat zwischen Ludwig XVI. und dem König von Cochin-China, in welchem der Erstere sich anheischig machte, Caung-Shung wirksamen Beistand zu leisten, um ihn wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen. Adran wurde zum Bischof von Cochin-China ernannt, und mit dem Titel eines außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigen an jenem Hofe beehrt, worauf er, mit dem jungen Prinzen in der Fregatte Medusa wieder nach Pondichery segelte. Auf der Rückreise legte er bei St. Mauritius an, wo er ein Schiff von 50 Kanonen, 7 Fregatten und einige Transportschiffe fand, nebst 4 oder 5000 Mann Truppen, die man entbehren konnte. Die Schiffe erhielten Befehl zur Ausrüstung, und die Truppen, sich bereit zur Einschiffung zu halten, sobald ein Boot aus Pondichery ankommen würde, das er zu diesem Zweck gleich nach seiner Ankunft daselbst abzusenden gedachte. Einige verdrießliche Umstände, die sich zutrugen, vermochten jedoch den Generalgouverneur, einen Schnellsegler von Pondichery nach St. Mauritius zu schicken, mit dem Befehl, die Bewaffnung einzustellen, bis fernere Nachricht vom Versailler Hofe eingelaufen seyn würde. Und da die Revolution wäh-

rend der Zeit in Frankreich ausbrach, so machte dieß der ganzen Unternehmung ein Ende.

Diese unerwarteten Ereignisse hielten jedoch den Bischof nicht ab, seine erste Absicht, den rechtmäßigen Beherrscher von Cochin = China, oder wenn er nicht mehr leben sollte, den jungen Prinzen auf den väterlichen Thron zu setzen. Er hatte einige Officiere aus Frankreich mitgebracht, und mit einigen von diesen schifften sich der Bischof und der Prinz in einen Kauffahrer ein, um nach dem Cap St. James zu gehen, wo sie hofften, Nachricht vom König zu erhalten. Hier erfuhren sie, der Monarch sei vermocht worden, eine Landung in seinem Gebiete zu versuchen, alle Stände, die Mißgriffe des Vaters vergessend, waren von Mitgefühl für die Leiden des Sohnes zu seinen Fahnen geeilt, worauf er ohne Aufenthalt nach Saigon gezogen, und die Festungswerke dieser Stadt wieder hergestellt habe. Diese günstige Nachricht spornte den Bischof und den jungen Prinzen nur noch mehr an; sie stießen 1790 zum König in Saigon von einem Schiffe begleitet, welches Waffen und Kriegsvorräthe führte.

Der größte Theil des ersten Jahres verging damit, Saigon zu befestigen, die Armee zu recrutiren und eine Flotte auszurüsten. Im Jahr 1791 starb der Thronräuber Long-niang zu Hue, einen zwölfjährigen Sohn hinterlassend, der ihm in der Regierung von Tunkin und dem nördlichen Theile von Cochin-China folgen sollte. Die Bestätigung seiner Ansprüche an das Königreich Tunkin durch den Kaiser von China war die Ursache zu Feindseligkeiten zwischen beiden Brüdern gewesen. In allen Gefechten hatte Yinyac den Kürzern gezogen, und die

Grenzen seines Reichs waren schon sehr zusammengerückt. Im Jahr 1792 schiffte sich der König auf seine Flotte ein, deren Leitung er zwei Französischen Officieren übergeben hatte, und griff Vinyacs Flotte im Hafen von Quinhone an, deren größter Theil genommen oder vernichtet wurde. Vinyac überlebte dieß nicht lange, und sein Sohn Tai-Faun oder Ti-Faun folgte ihm in der Regierung.

Caung-Shung beschloß 1796, die Hauptstadt zu Lande anzugreifen; der junge Usurpator brachte eine Armee von 100,000 Mann gegen ihn auf; der König schlug sie aber mit einer weit geringeren Macht, und nahm Quinhone und das ganze Land bis zur Bai von Turon in Besitz. Der andere junge Usurpator zu Hue behauptete sich noch immer in jener Stadt und einem Theile von Tunkin, bis 1802 Caung-Shung ihn mit einem furchtbaren Heer vertrieb, und ihn nöthigte, sich nach Tunkin zurückzuziehen, seit welcher Zeit das Königreich Cochin-China im ruhigen Besitz des rechtmäßigen Beherrschers geblieben ist, der noch einen großen Theil des angrenzenden Landes sich zinspflichtig gemacht hat.

Bischof Adran wurde nun das Orakel und der Statthalter des Königs. Unter seinen Auspicien wurden große Verbesserungen unternommen, und während eines kurzen Friedens, noch vor der Beendigung des Kriegs, legte er eine Salpetermanufactur an, eröffnete Häfen, ließ Canäle graben, setzte Belohnungen für die Pflege des Seidenwurms aus, ließ große Landstriche zum Anbau des Zuckerrohrs urbar machen, legte Manufacturen zu Bereitung von Pech, Theer, Harz u. s. w. an, eröffnete Eisenbergwerke und bauete Schmelzöfen und Ka-

nonengießereien. Er übersetzte ein System der Europäischen Kriegskunst in die Onamsprache, zum Nutzen der Armee. Seearsenäle wurden angelegt, und eine große Flotte vorzüglich aus Kanonenböten, Gallionen u. s. w. bestehend, wurde erbaut und ausgerüstet. Unter seiner Leitung wurde eine Reform in der Rechtspflege bewirkt; er schaffte verschiedene Strafen ab, die nicht im Verhältniß zu dem Verbrechen standen, für welches sie bestimmt waren; legte öffentliche Schulen an, und zwang die Eltern, ihre Kinder vom 4. Jahre an hineinzuschicken; setzte Handelsanordnungen auf, baute Brücken, ließ Tonnen und andere Merkmale an allen gefährlichen Stellen an der Küste anbringen, und die vorzüglichsten Baien und Hafen untersuchen. Die Officiere der Flotte wurden von den Franzosen im Seedienst unterrichtet, die Armee in regelmäßige Regimenter abgetheilt, Militärschulen angelegt und die Officiere in der Feuerwerkskunst unterrichtet. Unglücklicherweise für das Land erfolgte Adrans Tod bald darauf, und mit ihm hörten viele der von ihm angelegten heilsamen Einrichtungen, Stiftungen und weisen Anordnungen auf.

VII.

Fahrt nach den Philippinen. — Cavité. — Manilla. —

Vom 18. bis 24. Juni fuhren wir südwärts längs der Küste hin, weil wir gern ein wenig weit windwärts von der Inselgruppe vorbei wollten, welche unter dem Namen Paracels bekannt ist, um guten Wind zu haben, und verließen hierauf die Küste von Cochin-China. Diese Paracels-Inseln wurden bisher gar sehr von Seefahrern gefürchtet, und man

hielt sie für eine fortlaufende Kette von niedrigen Inseln, Corallenriffen und Sandbänken, die sich von 12 — 17° N. B. in N. N. östlicher und S. S. westlicher Richtung in Gestalt eines Menschenfußes hin erstreckten, 18 Seemeilen von der Küste von Cochin-China anfingen, und an der breitesten Stelle über 30 Seemeilen breit seyn sollten. Jetzt hat man sich indeß überzeugt, daß dieser für so furchtbar gehaltene Archipel eine ziemlich unbedeutende Gruppe von Inseln und Riffen ist, zwischen denen sich meistens sicheres Fahrwasser und oft guter Ankergrund befindet. Sie liegen zwischen 15° 46′ und 17° 6′ N. B. und 111° 12′ bis 112° 42′ O. L.

Früh am Morgen des 25. kamen wir schon über eine ganz blaue und bodenlose See, wo die alten Charten Felsen und Untiefen in großer Menge zeigen; indeß haben die neuern Untersuchungen der Lieutenants Ross und Maughan bessere Charten verschafft. Wegen des sehr schwachen Mousson erreichten wir erst am 5. Juli Mindoro, eine der Philippinen, und konnten erst am 9. in die Bai von Manilla einfahren. Eine Barke von der Insel Corregidor am Eingange der Bai brachte einen Beamten zu uns an Bord, der die üblichen Erkundigungen einzog, worauf die Antwort wie gewöhnlich durch Telegraphen längs der Südküste der Bai nach Cavité und von da nach Manilla befördert wurde. Bald bekamen wir Cavité mit ihren Bastionen und Festungswerken zu Gesicht, so wie überhaupt die ganze Küste einige Seemeilen weit, während sich zur Linken die Thürme von Manilla erhoben. Nachmittags warfen wir in dem Hafen von Cavité Anker, worauf sogleich ein Gesundheits-, ein Zollbeamter und der Director des Telegraphen an Bord erschienen, um über den Gesundheitszustand der

Mannschaft, unsre Handelsabsichten und die Neuigkeiten, die wir etwa hätten, Erkundigung einzuziehen.

Cavité, der Hafen von Manilla, enthält auch das Marinearsenal, und ist die Niederlage aller Spanischen Besitzungen im Orient; sie liegt am östlichen Ende einer niedrigen halbmondförmigen Halbinsel. Zwischen den beiden äußersten Enden befindet sich der Hafen von Cavité, wo die Kauffahrteischiffe gewöhnlich liegen. Er ist ziemlich sicher, obwohl von keinem großen Umfange, und hat auch nur zwei bis höchstens vier Faden Tiefe. Die westliche Sanglay= d. i. China=Spitze, besteht aus grobem Sande und verwitterten Corallen mit wenigen einzelnen Staudengewächsen auf der Oberfläche, und vergrößert sich immer mehr und mehr durch Muscheln, Kiesel, Corallen, Sand u. s. w., die das Wasser heranspült. Sie ist so niedrig, daß man sie bei der Annäherung von Westen aus gar nicht bemerkt, und die Schiffe hier an einer offenen Küste zu liegen scheinen. An der Südseite liegt der innere Hafen von Cavité, wo die Kriegsschiffe geschützt liegen, obwohl er, was die Tiefe anbetrifft, keinen Vorzug vor dem äußeren Hafen hat.

Das Casteel St. Philipp, eine regelmäßige und einst furchtbare Festung, beschützt die Stadt, die wegen der häufigen Erdbeben meistens von Holz erbaut ist. Die Häuser sind fast alle zwei Stockwerk hoch, wovon das obere, welches bewohnt wird, äußere Gallerien hat; das untere wird zu Vorrathskammern, Wagenschuppen u. s. w. gebraucht. Glasfenster sind selten; man bedient sich statt derselben einer Art von halbdurchsichtiger Perlmutter=Schale, fast wie die in Arabien zu demselben Zweck gebrauchte. Die Kirchen sind geräumig und in gu=

tem Style erbauet, deuten aber auf verfallene Größe; auch einige, wiewohl nicht sehr angefüllte Klöster giebt es hier. Das See-Hospital scheint weniger als irgend eine andere Stiftung in dieser Stadt durch Vernachlässigung gelitten zu haben. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 4000, also etwas weniger als die Hälfte der Bevölkerung vor einem halben Jahrhundert.

Das Arsenal an der Südostseite der Stadt beherrscht den innern Hafen. Es ist nach einem großen und vortrefflichen Plane erbaut, und bietet die größte Bequemlichkeit, sowohl zum Bau als zur Ausbesserung und Ausrüstung der größten Schiffe dar; indeß hat die wachsende Armuth, Trägheit und Nachlässigkeit der Regierung, mit dem Zahne der Zeit Hand in Hand hier Allem das traurige Gepräge des Verfalls aufgedrückt. Die Gegend um Cavité ist sehr fruchtbar, und das Meer in der Nähe des Orts reich an vielerlei vortrefflichen Fischen. Die Märkte sind daher mit allen möglichen Lebensmitteln wohl versorgt, so wie man auch manche von den besten Früchten Indiens und Chinas hier findet. Das Clima ist im Allgemeinen mild und gemäßigt. Früh am folgenden Morgen fuhren wir nach Manilla. Die Insel Luçonia, deren Hauptstadt sieist, hat eine länglich runde Form, und ist die größte und wichtigste von allen Philippinen. Der nördliche Theil ist an manchen Stellen 40 Seemeilen breit. Die schöne Bai von Manilla, die 30 Seemeilen in Umfang hat, liegt ohngefähr in der Mitte auf der Westseite der Insel, und gewährt, die kleine Corallenbank St. Nicolas ausgenommen, die sehr leicht zu vermeiden ist, überall guten Ankergrund. Diese Bank hat bis jetzt noch eilf Fuß hoch Wasser, wächst aber bei der immer regen Thätigkeit der Zoophyten immer mehr nach der Ober-

fläche zu. Diese Corallenriffe sind innerhalb der Tropen fast überall zu finden, indeß scheinen doch die Gewässer der östlichen Halbkugel ihnen besonders zuzusagen. Unter vielen andern kann man namentlich den Canal von Mozambik, den Strich von der Ostküste Africas bis zur Küste Malabar, den südlichen Theil des Chinesischen Meers, die Küsten aller Sundainseln und verschiedene Gegenden des stillen Meers anführen. Es ist bekannt, daß eine große Menge der Inseln jener Gegend nur aus solchen nach und nach heraufgewachsenen Corallenbänken entstanden sind.

Die Insel Luçonia enthält 17 Provinzen, wovon die bedeutendste die von Manilla mit der Hauptstadt gleiches Namens ist. Diese Stadt liegt 14° 36′ N. B. und 121° 21′ O. L. von Greenwich, und ist am östlichen Ufer der Bai auf einer Landzunge erbaut, welche das Meer nach Südwesten und der Fluß Pasig nach Norden bildete. Das Clima ist mäßig und am gesundesten unter allen diesen Inseln. Die Schönheit der Umgegend, der reizende Fluß Pasig, der sich durch herrliche Wiesen schlängelt, machen sie zu einem der schönsten Orte in der heißen Zone. Die Stadt hat nur etwas über zwei Englische Meilen in Umfang, und enthält beinah 11,000 Einwohner. Am südlichen Ende liegt die Citadelle und das Fort St. Jago. Die Festungswerke sind regelmäßig und ziemlich gut im Stande, nach Norden bespült der Pasig die Mauern, und der Graben, der sie übrigens umschließt, steht an beiden Enden mit demselben in Verbindung. Aus der Stadt führt eine schöne 420 Fuß lange und 22 Fuß breite Brücke in die nördliche Vorstadt; sie wurde zuerst 1630 auf steinernen Pfeilern von Holz erbaut, wurde aber 1814 auf Befehl

des Raths der Stadt viel stärker und schöner ganz von Stein aufgeführt. Nach der Stadtseite wird sie durch ein kleines Fort geschützt, von wo aus der Ilmado, ein anmuthiger und kühler, mit schönen Bäumen bepflanzter Spaziergang, längs dem Graben bis ans Ufer des Meers hinführt, und mehrere Nebenwege gehen von demselben aus, und stehen mit den benachbarten Dörfern in Verbindung.

Die Garnison dieses Platzes schien mir nicht hinreichend zur Vertheidigung desselben; die Truppen hingegen, meistens Eingeborne, sind gut gekleidet und disciplinirt. Auch befinden sich alle für eine Festung nöthige Anstalten innerhalb der Mauern, z. B. große 1686 errichtete Magazine, eine Waffen- und Pulverniederlage mit bombenfesten Gewölben und bequemen Casernen. Auch eine Kanonengießerei ist hier, und zwar die älteste in der Spanischen Monarchie, obwohl seit 1805 unbenutzt. Als die Spanier 1571 nach Manilla kamen, fanden sie daselbst eine große Gießerei, die aber bald darauf abbrannte.

Die Gebäude der Stadt haben zwar kein auffallendes Aeußere, sind aber im Innern mit allen, in einem warmen Clima wünschenswerthen Bequemlichkeiten versehen. Die unteren Stockwerke sind von Stein, die oberen von Holz, wegen der Erdbeben, und rund um diese sind entweder Verandas, oder Balcone, oder auch hervorragende Fenster mit hübschem eisernen Gitterwerk, und mit mancherlei exotischen und einheimischen Gewächsen ausgeschmückt, der Lieblingsaufenthalt der Einwohner. Die Stadt ist in regelmäßige Vierecke getheilt, und die Kirchen überall an den höchsten Puncten angebracht. Der Hauptplatz, ein regelmäßiges Viereck von 284 Fuß auf

jeder Seite, hat drei schöne Gebäude, die Domkirche, das Gouvernements-Haus und den Consistorial-Palast. Nächst diesen sind die ansehnlichsten Gebäude die Kirche und das Kloster der Calzados- oder Sandalen-Augustiner, der erste Mönchsorden, der auf diese Insel kam; die Franziscaner-Kirche und das dazu gehörige Kloster, die der Dominicaner und Augustiner, und die Kirche und königliche Capelle der Jesuiten. Der Orden der Hospitaliter von St. Juan de Dios hatte früher eine schöne Kirche, die aber 1728 bei einem Erdbeben einstürzte, jetzt haben sie nur eine Capelle, woran ein geräumiges und freiliegendes Krankenhaus stößt.

Außerdem sind noch einige Stiftungen zur Erziehung der Jugend in der Stadt, unter andern eine patriotische von den Bürgern unter dem Schutze des Statthalters angelegte Schule; ferner die königliche Universität, wo die Anfangsgründe des bürgerlichen und geistlichen Rechts gelehrt werden; das königliche St. Josephsgymnasium, welches an das Kloster der Jesuiten stößt. Außerdem giebt es noch Stiftungen für Waisenknaben und Mädchen; zu diesen gehört St. Isabel, worin die Mädchen zu Nonnen erzogen werden; im Fall aber ihnen das klösterliche Leben nicht zusagt, erhalten sie eine Ausstattung. Außerdem sind noch einige Schulen für Indianer und Mestizenkinder und Seminarien da, um junge Leute zu Missionarien in die benachbarten Inseln zu bilden.

Die Regierungsbehörden der Inseln wohnen in der Hauptstadt, und bestehen aus einem Generalcapitán und Gouverneur über alle Philippinen, dem bei der Entfernung vom Mutterlande viel mehr Gewalt übertragen ist, als den Statthaltern

in andern Spanischen Colonien. Er kann die Gesandten der benachbarten Könige empfangen und ihnen welche schicken und selbst im Namen des Königs Frieden schließen und Krieg erklären, ohne erst Befehl aus Spanien dazu zu erwarten, und ist dabei oberste Gerichtsbehörde, Oberaufseher der Einkünfte und Oberbefehlshaber der Truppen und der Seemacht. Unter ihm steht ein Vice-Statthalter, der zugleich der Unter-Generalinspector der Veteranen und der Miliz auf der Insel ist. Hier befindet sich auch das Standquartier der Forzados oder der Galeerensclaven, die um verschiedener Verbrechen, vorzüglich Mordthaten willen auf gewisse Zeit zu der schimpflichsten Sclaverei verurtheilt sind, indem sie paarweise zusammengekettet, und bei öffentlichen Bauten beständig zu harter Arbeit angehalten werden. Unter diesen Unglücklichen wurde mir ein sechzehnjähriger junger Mensch gezeigt, der, um einiger kleiner Zierrathen von geringem Werthe willen, womit die Eingebornen ihre Kinder zu putzen pflegen, seine zwei kleinen Schwestern ermordet hatte.

VIII.

Fortgesetzte Beschreibung von Luçonia und Manilla.

Die Stadt Manilla ist 1571 gegründet. Zur unmittelbaren Gerichtsbarkeit dieses Orts gehören vierzehn anmuthige Dörfer, worunter eines Namens Binondo, größer als Manilla, und der Markt und Handelshafen von Luçonia sich befindet. Es liegt am rechten Ufer des Pasig, der Stadt gegenüber, und ist über eine Englische Meile lang. Das Zollhaus, die Magazine, Waarenlager und Comptoirs der Kaufleute befinden

sich in diesem Orte; auch wohnen hier außer den Chinesen, Tagalis und Mestizen, aus denen die Bevölkerung besteht, viele angesehene und reiche Kaufleute von Weißen aller Nationen. Dieses nebst den Dörfern Tondo und St. Cruz wird als eine Stadt betrachtet und zusammen Parian genannt, und enthält 14000 Einwohner.

Die Häuser in dieser Vorstadt wetteifern zum Theil mit den besten in der Stadt, und hinsichtlich der Lage hat Binondo, was Gesundheit und Bequemlichkeit anbetrifft, große Vorzüge. Die hohen Mauern der Stadt und die engen Straßen verhindern den freien Luftzug, und für Leute, die Handel treiben, würde die Beschränkung einer Festung, wo die Thore sehr früh geschlossen werden, sehr lästig seyn. Manilla innerhalb der Mauern ist daher ein ziemlich düsterer, meistens von hochmüthigen und stolzen Patriciern bewohnter Ort, da hingegen Parian freundlich, munter und durch Handelsthätigkeit belebt ist.

Der Pasig ist an seiner Mündung von zwei hübschen Dämmen von behauenen Steinen eingefaßt, die sich fast eine halbe Englische Meile weit in die See erstrecken. Am Ende des nördlichen Dammes liegt ein Leuchtthurm, auf dem andern eine kleine Batterie. Vor dem Flusse befindet sich eine Sandbank, wo das Wasser so seicht ist, daß die Böte beim Herein- und Herausfahren oft Mühe haben, herüber zu kommen, wodurch sie bei frischem Westwinde ein wenig gefährlich wird.

Ueber die Sandbank hinaus ist das Wasser im Flusse bis zur Brücke hinauf tief genug für Schiffe von 300 Tonnen, indeß wagen es Europäische Schiffe selten, über die Bank zu

fahren. Während des nordöstlichen Mousson, vom October bis April, liegen die Schiffe außerhalb der Sandbank vor Anker, aber während des Vendavales oder regnigten Mousson aus Südwesten suchen sie Schutz bei Cavité.

Etwa sechs Seemeilen von Manilla kommt man zu einem schönen schiffbaren See, der Laguna de Bria, aus dem der Pasig entspringt. Er erstreckt sich 30 Englische Meilen weit quer über die Insel, bis auf etwa 20 Meilen von der Ostküste; ist im Durchschnitt 15 Englische Meilen breit, und hat einige sehr schöne Inseln, welche nebst den Ufern des Sees und des Flusses die herrlichsten Scenen einer Tropischen Landschaft darbieten. An der Südseite desselben bei dem Dorfe gleiches Namens, findet man heiße Quellen, die Heilkräfte haben sollen.

Die Religion der Eingebornen dieser und der andern Inseln, die unter dem unmittelbaren Einflusse der Spanier stehen, ist die christliche; dieß ist jedoch nur ein kleiner Theil der Bevölkerung der ganzen Inselgruppe, die sich auf drei Millionen belaufen soll, wovon Luçonia fast ein Drittheil enthält; und man hat berechnet, daß in dieser Insel und Mindanao, wo die meisten Christen wohnen, ihrer etwa 100,000 sind, also ein Dreißigstel der ganzen Bevölkerung. Der größere Theil der Uebrigen sind Muhamedaner und Heiden.

Die Eingebornen dieser Inseln sind im Allgemeinen wohl gebildet, und scheinen viel Thätigkeit und Muskelkraft zu besitzen, sie sind meistens etwas größer als die Javanesen, und haben einige Verwandtschaft in ihren Zügen mit den Malayen; die Nase steht jedoch mehr hervor, und die Backenknochen sind

nicht so hoch; auch ist die Haut nicht so dunkel. Das Haar ist vom schönsten Schwarz, und wird durch den in ganz Indien gewöhnlichen Gebrauch des Cocusnußöls sehr glänzend. Sie binden es nach Art der Malayen in einen Knoten auf dem Wirbel zusammen, und die Frauen zeigen viel Geschmack in Anordnung desselben, und stecken es mit goldenen oder silbernen, oft mit Edelsteinen versehenen Nadeln fest.

In den Gebirgen der Provinz Bulacan soll ein kleineres Menschengeschlecht wohnen, Itas genannt, wovon die größten selten über fünf Fuß hoch werden; sie sollen sehr häßlich und ohne alle religiöse Begriffe seyn. Sie kommen, wie man mir sagte, zuweilen auf die Märkte der Dörfer im Innern, kaufen Zeuge und allerlei Geräthe, wofür sie mit Golderz bezahlen, welches sie zuweilen in den Gebirgen finden, wo sie wild und fast ohne Verkehr mit ihren Nachbarn leben.

In der Provinz Camarines, im südlichen Theile der Insel, liegt der Vulcan Albay, bei dessen Ausbrüchen die Erderschütterungen nicht bloß auf dieser Insel, sondern auch auf den benachbarten gespürt werden. In dieser Provinz sollen Goldbergwerke seyn, nebst heißen Quellen, welche die Eigenschaft haben, zu versteinern. In den Flüssen besonders auf denen auf der Ostseite, halten sich große und sehr gefräßige Crocodille auf, besonders hat der Ilongotes in der Provinz Campanga sehr viele von außerordentlicher Größe und Wildheit. In den mittlern Provinzen sollen einige Tomback-Bergwerke (Tumbango) entdeckt und bearbeitet worden seyn, sowie im Bezirke von Manilla heimlicherweise eine Silbergrube bearbeitet und ausgeleert worden ist; überhaupt ist die Geologie aller dieser Inseln höchst interessant.

Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung von Manilla besteht aus Mestizen, den Abkömmlingen von Spaniern und Weibern der Eingebornen. Diese Classe wird den Weißen gleich geachtet. Sie sind sehr reinlich an ihrem Körper und in ihrer Kleidung, die bei den Männern gewöhnlich in ein Paar weiten baumwollenen Beinkleidern, Europäischen Schuhen und einer Art von Mönchskutte oder Tunica nach Art der Armenier, nur ohne Gürtel mit einem geschmackvollen gestickten Kragen besteht; ein Europäischer Hut vollendet diese leichte und kühle Kleidung, die dem Fremden nur anfangs auffallen kann, da sie wirklich recht passend und hübsch ist. Sie sind sehr gut gebaut, besonders die Frauen, die wahre Muster des vollkommensten Ebenmaßes sind; ihre Haare und Augen, die gewöhnlich das dunkele Schwarz ihrer heimischen Eltern behalten haben, geben ihnen etwas sehr Anziehendes. Ganz im Gegentheil mit den übrigen Mischfarben des Menschengeschlechts sind diese Leute durch die Mischung veredelt worden. Auch sind sie betriebsamer und reinlicher als die Spanier, klüger und gesitteter als die Indier, und weniger boshaft und rachsüchtig als beide. Die Männer werden meistens als Schreiber, Mäkler, Agenten und Aufseher gebraucht. Manche haben einträgliche Aemter bei der Regierung, und nicht selten gelangen sie zu Reichthum und Ansehen. Die Frauen sind ebenfalls betriebsam, und vieler geistigen Bildung fähig; sie haben viele natürliche Anmuth in ihrem Wesen, und sind gute Weiber und Mütter. Daß diese Regel indeß nicht ohne Ausnahme ist, versteht sich von selbst, besonders da, wo durch abermalige Vermischung das Indische Blut in dem Europäischen verloren geht.

Die Eingebornen besitzen ebenfalls Fähigkeit, Kenntnisse zu

erlangen; auch fehlt es ihnen gar nicht an Betriebsamkeit. Sie sind vortreffliche Handarbeiter, und vorzüglich als Gärtner werden ihre Vorzüge von den Asiaten anerkannt. Sie sind höflich gegen Fremde, aber sehr zum Zorne geneigt, und dann äußerst blutgierig. Ihr natürlicher Hang zur Rache und Grausamkeit wird durch die Römisch-catholische Religion, so wie durch die unter ihnen wohnenden eigennützigen Priester noch genährt, indem der Verbrecher immer einen Zufluchtsort in der nächsten Kirche findet, bis er durch Bezahlung einer Geldstrafe Absolution erlangt, und dadurch sogar die weltliche Justiz zum Schweigen bringt.

Man hat von der Grausamkeit der Spanier gegen dieses Volk gesprochen; ich hingegen habe in keinem Theile von Asien Eingeborne und Sclaven menschlicher von den Europäern behandeln sehen als hier; doch soll diese milde und selbst vertrauliche Behandlung der Sclaven größtentheils das Resultat der Furcht seyn.

In Manilla wohnen viele Chinesen, und ihrer als Sprüchwort bekannten Betriebsamkeit verdankt Luçonia einen großen Theil seiner Einkünfte. Sie bauen und verarbeiten außer manchen andern wichtigen Zweigen des Landbaues das Zuckerrohr und den Indigo. Durch sie kommt ein großer Theil der Ausfuhr auf die Chinesischen Märkte; die Einfuhr ist von da aus bedeutend, und in allen Straßen findet man ihre Vorrathshäuser und Läden. Bei ihrer einfachen Lebensart und strengen Sparsamkeit werden sie alle reich.

Die Eingebornen der Inseln, alle zusammengenommen, werden Tagalis genannt; doch benennen die Spanier die unter

ihrer unmittelbaren Gerichtsbarkeit stehenden welche das Christenthum angenommen haben, Indianer, die Mohamedaner dagegen, die einen großen Theil von Mindanao und einige andere Inseln bewohnen, Mohren, und die Heiden endlich, von denen viele sehr braun, ja sogar schwarz wie die Neger von Guinea sind, und wolliges Haar haben, Igorotes oder Negritas. Diese, welche vorzüglich auf Isla de Negros wohnen, werden für die Ureinwohner der Inseln gehalten.

Die Religion der Tagalis ist höchst roh und phantastisch; sie verehren die Sonne, den Mond und den Regenbogen, haben große Ehrfurcht vor Crocodillen, bauen ihnen Häuser an den Ufern der Flüsse, und opfern ihnen Vögel und vierfüßige Thiere, um sie sich günstig zu machen. Sie haben Priester und Priesterinnen, die ihren abergläubischen Dienst in Höhlen verrichten, wo ihre Götzen aufgestellt sind, und Weihrauch ihnen angezündet wird. Letztere stellen verschiedene Genien vor, als den Gott des Berges, der Ebene, des Meers u. s. w., zu denen sie erst beten und ihnen opfern, ehe sie ihr Gebiet betreten. Außerdem haben sie noch ihre Hausgötter, die den Familien-Angelegenheiten vorstehen. Sie verehren dabei die Manen und Gräber ihrer Vorfahren und vergöttern die, welche vor Altersschwäche sterben. Auch leblose Dinge, so wie Bäume, Felsen und Berge, sind Gegenstände ihrer Verehrung, und ihre Lehre von der Schöpfung ist, wie die der Hinduer, höchst ungereimt. Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen, die sie sehr geschickt zu brauchen wissen.

Ihre Sprache ist ein Dialect der Malayischen, gleich der auf Java, Borneo, Sumatra und andern Inseln dieser Ge-

gend, und so auffallend ähnlich unter einander, daß die Einwohner aller sich einander verständlich machen können; desto verschiedener aber sind ihre Schriftzüge. Sie schreiben von oben nach unten auf Palmblättern und Bambusstreifen, und die Mohamedaner gebrauchen häufig Arabische Schrift.

Südlich von Luçonia liegen die andern Inseln der Philippinen-Gruppe, deren Zahl einige auf 1200 angeben, und wovon fast die Hälfte schon von Bedeutung ist. Die größten und volkreichsten heißen Mindora, Calamianes, Masbate, Palawan, Samar, Panay, Leyte, Negros, Zebu, Bohol und Mindanao; Letztere ist nächst Luçonia die größte. Ihre Südspitze liegt 5° 36′ N. B. Nur zwei ganz kleine Inseln liegen noch südlicher, und beschließen die Inselgruppe, die sich schon von da bis nach Cabacunga, der nördlichen Spitze von Luçonia, mehr als 270 Seemeilen weit erstreckt.

Auf der Südwest-Spitze von Mindanao, Samboangan genannt, haben die Spanier eine Niederlassung mit einem starken Fort. Sie sind auch im Besitz eines Theils der Südküste, die von vielen tiefen Baien durchschnitten wird. Auf der Ostseite findet man ebenfalls eine Vertiefung, die Bonga-Bai, in welche sich außer andern Flüssen der Pelangay ergießt, an welchem die alte feste Stadt Magindanao, die Residenz des Sultans, liegt, der die von den Spaniern noch nicht unterjochten Theile der Insel beherrscht. Die von der Residenz entlegenen Bezirke stehen unter verschiedenen untergeordneten Häuptlingen, die von einander unabhängig sind, dem Sultan aber einen Theil des Ertrags ihrer Ländereien, welcher in Reiß, Zimmt,

Goldstaub, Wachs, Pfeffer, Sago und Spanischem Rohr besteht, als Tribut entrichten. Die Küste liefert überdieß Schildkröten-Schalen, Vogelnester und etwas Perlen. Auch rohe Diamanten und Amethysten werden zuweilen aus dieser Insel nach Manilla gebracht.

Mindanao ist ein Verweisungsort für die Philippinen. Viele von den Einwohnern dieser und der benachbarten Inseln leben von Seeräuberei, und landen oft an den Küsten ihrer schwächeren Nachbarn, die sie als Sclaven fortschleppen.

Im Jahr 1521 entdeckte Ferdinand Magellan diese Insel. Von seinem eignen König (dem von Portugal), dem er große Dienste geleistet, vernachlässigt, bot er Carl V. seine Dienste an, der auch gern in seinen Plan einging, einen westlichen Weg nach den Gewürzinseln zu entdecken, und die Portugiesen aus diesen reichen Besitzungen zu vertreiben. Am 10. August 1519 fuhr er mit fünf Schiffen aus Europa ab, entdeckte, wie bekannt, die nach ihm benannte Meerenge zwischen Südamerica und dem Feuerlande, steuerte dann nördlich und von da, nachdem er den Aequator durchschnitten, westwärts, bis er zu den Ladronen-Inseln gelangte, und bei einer derselben, Namens Guam, landete, worauf er 1521 am St. Lazarustage die Philippinen entdeckte, die er den Archipelagus von St. Lazarus nannte. Hier wurde er bei einem Gefecht mit den Eingebornen, nachdem er die Inseln im Namen des Königs von Spanien in Besitz genommen, am 27. April erschlagen. Erst 1564 legten die Spanier eine Niederlassung daselbst an, und benannten die Gruppe nach König Philipp II. Sie bauten zuerst ein Fort und eine Stadt auf der Insel Zebu und 1571 die Stadt Manilla.

Im Jahr 1762 wurde die Stadt Manilla von den Engländern eingenommen, wobei ihnen sowohl hier als in Cavité ungeheure See= und Kriegsvorräthe, Geschütz und einige schöne Schiffe in die Hände fielen. Jedoch wurde sie den Spaniern bald zurückgegeben, gegen das Versprechen von vier Millionen Dollars, welche aber nicht bezahlt wurden, worüber die Engländer sich laut beklagten, welches die Spanier aber damit entschuldigten, daß die Britten zuerst den Vertrag gebrochen, und ganz gegen die Bedingungen die Stadt ausgeplündert und viele andere Excesse begangen hätten.

Die Bewohner von Manilla besaßen lange das Privilegium, jährlich zwei Schiffe, Registerschiffe genannt, mit Philippinischen, Chinesischen und andern Asiatischen Producten nach Acapulco zu schicken, wogegen sie Südamericanische Producte, vorzüglich Cochenille, allerlei Europäische Waaren und Silber in Spanischen Piastern und Barren mit zurücknahmen. Ein großer Theil dieses Eigenthums gehörte den Klöstern von Manilla, deren große Einkünfte sie nicht nur in den Stand setzten, große mercantilische Speculationen zu unternehmen, sondern auch den Kaufleuten große Summen vorzustrecken. Für diese Erlaubniß bezahlten sie der Krone eine ansehnliche Summe. Diese Schiffe hielten 12 bis 1500 Tonnen, und waren stark bemannt; aber seit der Empörung der Spanischen Colonien, wodurch die Fahrt in jenen Meeren für diese zwei Unternehmungen zu gefährlich geworden ist, hat man diesen Handel nur noch einzeln in kleinen Privatschiffen und unter fremder Flagge zu führen gewagt; doch ist bei ihrer großen Furcht, genommen zu werden, nichts gewonnen worden. Wenn die Spanische Regierung diese Unterbrechung verständig benutzte, so würde es

wahrscheinlich zum Vortheil dieser Insel und des Mutterlandes ausschlagen. Schon seitdem die Cortes Fremden erlaubt hatten, sich ganz in Manilla niederzulassen *), ist der Anbau auf der Insel sehr verbessert und die Einkünfte bedeutend erhöht worden. Der Mangel der aus Südamerica gebrachten Piaster ist sehr fühlbar gewesen, und hat die Bewohner zu ungewöhnlichen Anstrengungen vermocht. Auch der Handel mit Ausländern wurde unterstützt, sowie die Anbauer und Manufacturisten aufgemuntert worden sind; und wenn die Angelegenheiten dieser Insel gehörig verwaltet werden, so können die Abgaben vom Caffee allein die Unkosten der Regierung vollkommen decken, so daß alles Uebrige reines Einkommen wäre. **) Ein freier Handel mit andern Nationen würde auch Wetteifer erregen, und die Artikel der Ausfuhr vermehren. Kurz es fehlt dieser schönen Insel nichts als Geschicklichkeit und Energie zur Leitung und Ausführung der Pläne zur Aufhelfung des Ackerbaues und Handels, welche bei den Vorzügen des Bodens, des Climas und der Lage gewiß gelingen würden.

---

*) Den Europäern und Americanern war es früher nur erlaubt, einen Mousson oder sechs Monate hintereinander auf dieser Insel zu wohnen, was ihnen die unbequeme Nothwendigkeit auflegte, ein halbes Jahr in Indien, Macao oder einer andern Chinesischen Stadt zuzubringen.

**) Im Jahr 1819 allein sollen auf Befehl der Regierung drei Millionen Caffeebäume in Luçonia gepflanzt worden seyn; diese Zahl ist jedoch vermuthlich übertrieben.

IX.

Philippinische Handelsgesellschaft; Einkünfte, Handel, Producte und Gesundheitszustand auf diesen Inseln.

Im Jahr 1733 wurde einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich königliche Gesellschaft der Philippinen-Inseln nannte, das ausschließliche Privilegium des Handels nach Africa und den Ländern östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung ertheilt, indeß that diese Gesellschaft nichts zur Erreichung des vorliegenden Zweckes, worauf 1785 ein zweiter Versuch gemacht wurde, den Handel Spaniens mit dem Orient durch Gründung einer neuen Philippinischen Handelsgesellschaft zu erweitern. Da dieser Plan aber nicht besser gelang, als der erste, und die Kaufleute, deren Charte 1803 bis zum 1. Juli 1825 verlängert wurde, diesen Handel keinesweges lebhaft trieben, so ist den Schiffen aus den Vereinigten-Staaten und Europa die Einfuhr von vielen Artikeln gestattet worden, geistige Getränke aus Zuckerrohr, Opium, Tabak und Schießpulver ausgenommen, deren Verkauf streng in den Philippinen untersagt ist; besonders die beiden letzten Artikel, die ein königliches Monopol sind.

In Luçonia wird nach Spanischen Piastern gerechnet, welche man Pesos nennt, oder Stücken von 8 Realen und Granos *). Der Betrag der Importen aus Europa, China und Asien betrug im Jahre 1817:

---

*) Zwölf Gran machen einen Real und 8 Real einen Peso. Das Chinesische Tael kommt an Gewicht 10 Realen gleich. Ihre Gewichte sind das Piko oder Pikul von 142 Englischen

in Spanischen Piastern .	1,886,638 — 2 Real. — 5 Gran.		
an Münze in Piastern, Dublonen und Barren Silber	1,271,144 — 6 — — 1 —		
Summa in Spanisch. Piast.	3,157,783 — 0 — — 6 —		

Betrag der Exporten der Producte und Manufacturwaaren des Landes . . . 579,273 — 4 R. — 2 Gran.

Producte und Manufacturen aus China . . .	663,489 — 0 — — 9 —
Münze in Piastern, Dublonen und verarbeiteten Metallen	193,681 — 0 — — 0 —
Summa der Exporten	1,436,443 — 4 — — 11 —
in Spanischen Piastern	1,721,339 D. — 3 R. — 7 G.
Bilance zu Gunsten der Importen. . .	1,721,339 D. — 3 R. — 7 G.

Die Hauptartikel der Einfuhr nach Manilla aus America und Europa sind Spanische Piaster, Dublonen, Kupferplatten und Nägel, Eisen, Blei, Theer, Anker, Tauwerk, Segeltuch, Quecksilber, Brantwein, Weine, baumwollene, leinene

---

Pfunden. Der Centner, die Aroba und das Catty von 12 Unzen; 100 Cattys machen 1 Pikul. — 8 Quentchen machen eine Unze. — 16 Unzen oder 2 Mark 1 Pfund. — 25 Pf. eine Aroba. — 4 Arobas 1 Centner oder 100 Pfund (nach Englischem Gewicht 104 Pfund). — 12 Linien machen eine Pulgada, oder 1 Zoll. — 12 Pulgadas einen Fuß oder 11 ⅛ Zoll Englisch. Die Vara oder Spanische Elle von 3 Fuß beträgt 33½ Zoll Englisch. — 4 Palmas machen eine Vara. — Das Cavan ist ein trocknes Maß von etwa 2¼ Scheffeln. — 8 Choupas machen ein Ganta und 25 Gantas ein Cavan.

und wollene Zeuge, kurze Waaren, Rind = und Schweinefleisch, Schinken, Käse, getrocknete und gesalzene Fische, Farben, Oele, Feuer = und Seitengewehre, Spielsachen u. s. w. Aus Südamerica erhalten sie Silber in Piastern und Barren, Cochenille, Kupferplatten, Spanische Weine und verschiedene Europäische Artikel. Aus China und Macao führen sie Chinesische Waaren ein, rohe und verarbeitete Seide, Nanking, Thee, Spielsachen und andere Artikel. Auch aus Bengalen, Madras und andern Theilen Indiens ziehen sie Ellenwaaren, Opium, Seide u. s. w. In Samboangan auf der Insel Mindanao verschaffen sich die Spanier im Handel mit Borneo und den Suluhinseln manches von den dortigen Producten, das nach Manilla geht. Diese bestehen in Perlen vom schönsten Wasser, Schildpatt, Campher, Gold, Vogelnestern, Pfeffer, Gewürzen, wohlriechenden Hölzern und verschiedenen andern Artikeln; zuweilen, aber selten schön gearbeiteten baumwollenen Zeugen aus der Insel Celebes, von wo die Bugessen, die Eingebornen derselben, sie nach Suluh bringen.

Die Stapelausfuhr von Manilla besteht in Zucker, Indigo, Caffee und Baumwolle, von ersterem betrug die Ausfuhr 1815, 1816 und 1817 im Durchschnitt 75,000 Pikul. Vom Indigo wurden 1817 1060 Centner ausgeführt, und man berechnete 1818, daß auch eine gute Erndte das Bestellte noch nicht ganz liefern würde, nämlich 250,000 Pikul, und seit dieser Zeit ist die Ausfuhr des Indigo sehr gestiegen. Der Caffee ist noch im Werden, nimmt aber sehr schnell zu. Die Baumwolle ist fein, seidenartig und sehr weiß, aber kurz. Auch etwas Campper und rohe Seide wird nach den Vereinten = Staaten und Europa abgeführt. Der Zucker nahm

1819, sowohl was die Menge, als Güte betrifft, durch die Verheerungen der Heuschrecken sehr ab. Man bringt ihn aus den Pflanzungen in großen irdenen Gefäßen, von denen drei einen Pikul halten. In diesem rohen Zustande wird er den Landleuten abgekauft und in großen dazu errichteten Gebäuden der Vorstadt, die man Camarines nennt, raffinirt. Wenn man Indigo von den Eingebornen kauft, ist große Vorsicht nöthig, da sie allerlei hineinzumischen pflegen, als Steine, Schlamm u. s. w. Der Käufer muß auch sehr genau Acht darauf geben, daß sie ihn nicht bestehlen, was sehr häufig geschieht, wenn der Artikel schon ausgesucht und abgewogen ist. Sie pflegen auch wohl vor dem Verkauf den Indigo in einen feuchten Keller zu bringen, um ihn schwerer zu machen. Den besten erhält man aus den Lagunen oder dem Seebezirk; die beste Jahreszeit dazu ist vom October bis December.

Der Zoll auf Importen von Waaren beträgt in Manilla 10 $^{65}/_{100}$ Procent vom Werthe, und die Taxe im Zollhause ist um so viel niedriger, als der jetzige Preis, daß die Zölle nicht viel betragen. Der Eingangszoll auf Species beträgt: auf Dollars 2 $^{1}/_{2}$ Procent, auf Dublonen oder Onzas de Oro 1 $^{1}/_{2}$ Procent. Letztere sind hier ein guter Artikel, da sie immer auf 16 Dollars stehen. Man muß sie jedoch sorgfältig für diesen Markt auswählen, weil sie nach dem Klange probirt werden, und ein Disconto für die mangelhaften Statt findet. Uebrigens gilt nur Spanisches Geld auf der Insel Luçonia.

Die Zölle für Exporten betragen 2 $^{1}/_{2}$ Procent am Werthe, folgende Artikel ausgenommen, wo sie besonders angegeben sind, nämlich: Zucker 12 Cent das Pikul; Indigo 1 Dollar 25 Cent der Centner; Dollars 5 $^{1}/_{2}$ Procent; Dublonen

1 ½. Die Ausgaben des Ein= und Ausschiffens sind mäßig, besonders in der schönen Jahreszeit, wo die Schiffe bei der Sandbank liegen.

Die reinen Einkünfte, welche die Regierung im Jahre 1817 zog, waren nach officiellen Berichten folgende:

Betrag der Personensteuer der Eingebornen in den Provinzen Yloco und Pangisinan, jede zu 12 Realen; auf die aller andern Provinzen, jede zu 10 Realen und auf die Chinesischen Mestizen, jeden zu 20 Realen	550,493 D.	— 6 R.	— 7 G.
In die Gemeinde=Büchse oder caxa de communidad	50,266 —	— 5 —	— 0 —
Steuer zum Unterhalt für Verbrecher in Samboangan	14,937 —	— 6 —	— 1 —
Ersatz der Zehnten von den WeisSen	9,561 —	— 1 —	— 11 —
Grundsteuer der Pflanzer . . .	9,026 —	— 1 —	— 4 —
Für Erlaubniß, Paddy oder Reiß in Hülsen zu verkaufen	4,690 —	— 6 —	— 3 —
Impost von Waaren, die im Zollhause bezahlt werden	153,288 —	— 4 —	— 5 —
Tabaks=Monopol	400,870 —	— 6 —	— 1 —

Zoll auf Cocusnußwein . .	153,641 — D.	6 R. —	11 G.
Arecanuß dito	18,500 — —	0 — —	0 —
Steuer auf Hahnengefechte	25,169 — —	1 — —	9 —
Spielkartenstempel	10,102 — —	7 — —	11 —
Schießpulver	2,988 — —	7 — —	8 —
Kanonenkugeln	10,521 — —	5 — —	8 —
Stempelpapier	6,271 — —	0 — —	3 —
Rum	483 — —	6 — —	4 —
Kopfsteuer der Chinesen . .	28,944 — —	1 — —	6 —
Summa	1,449,759 — —	3 — —	8 —

Es steht zu hoffen, daß die engherzige und unliberale Politik, die bisher das Aufblühen dieser schönen Inseln zurückhielt, größeren Ansichten weichen, und sie in Stand setzen wird, die Stelle einzunehmen, wozu ihr innerer Werth sie berechtigt. Auch über das stille Meer hat der Geist der Unabhängigkeit, der seit Kurzem seinen Einfluß in den Spanischen Colonieen des Americanischen Festlandes geäußert, seine Strahlen ergossen, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo die heilige Flamme der Freiheit auch über die fernsten und unbedeutendsten Inseln des Indischen Archipelagus ihr erfreuliches Licht verbreiten wird.

Vielleicht hat kein Theil der Welt eine passendere Lage zu einer unabhängigen Republik, als diese Inseln; ihre Abgelegenheit von jeder rivalisirenden Macht würde ihre Sicherheit verbürgen; ihre Lage zwischen Asien und dem Americanischen Continent und die Nachbarschaft von China, Japan, Borneo, den Moluckischen und Sunda-Inseln, der Malayischen Halbinsel, Cochin-China, Japan, Tunkin, Siam und den Europä-

ischen Besitzungen im Osten, würde ihnen einen unbegrenzten Handel und großen Reichthum sichern, so daß zu ihrem Glücke nichts mehr fehlte, als religiöse Duldung und liberale Ansichten der Regierung. Indeß muß man bekennen, daß bei dem Nationalcharacter der Spanier dieser wünschenswerthe Zustand nicht sehr zu hoffen ist; doch kann eine Veränderung wenigstens nichts verschlimmern, wenn sich auch gleich nicht alle Vortheile davon erndten lassen, welche die Bürger Nord=Americas erlangt haben. Die Caffeepflanzungen erfordern im Orient, besonders in der Nähe des Aequators, große Sorgfalt und viele Arbeit. Da das Gewächs einigen Schatten bedarf, so werden hier und auf vielen andern Inseln andere Bäume in die Nähe gepflanzt. In Luçonia und Java dient eine Palmenart als Schirm, in St. Mauritius der Eisenholzbaum.

Die Heuschrecken sind eine große Plage für diese Insel; die Regierung hat sie jedoch durch ausgesetzte Belohnungen auf ihre Vertilgung gar sehr vermindert. Das einzige Mittel, sie von den Pflanzungen abzuhalten, ist Rauch, weßhalb auch die Einwohner während ihrer Züge beständig Feuer in der Nähe derselben unterhalten. Ein Beispiel ihrer Verheerungen bot im Jahr 1819 die Pflanzung eines Franzosen dar, welcher nach vielfachem Unglück im Handel sich mit den Trümmern seines Vermögens hierher geflüchtet hatte, und nachdem er noch am Abend vorher in einer vortrefflich gediehenen Zuckerpflanzung wieder neue Hoffnungen für die Zukunft aufkeimen sah, den nächsten Morgen nichts als den nackten Boden wiederfand. Diese Thiere erscheinen gleich dichten Schneewolken bei einer Windstille, nur daß die Farbe der Wolke braun ist. Sie ziehen in einer regelmäßigen Phalanx still und langsam weiter,

und ich habe mich nicht selten unter einer solchen Wolke wohl eine halbe Stunde lang vor den Sonnenstrahlen geschützt gesehen, wobei das dadurch entstandene Dunkel völlig dem einer totalen Sonnenfinsterniß glich.

Das Wasser aus den Brunnen wird selten zu etwas anderm als zum Reinigen gebraucht, indem ein jedes anständige Haus eine schöne, kühle, gemauerte Cisterne hat, worin das Wasser von ihren reinlichen Ziegeldächern herabfällt; gewöhnlich sind sie auch geräumig genug, um während des nordöstlichen Moussons oder der trocknen Jahreszeit auszureichen. Die Indianer und armen Bewohner bedienen sich überhaupt des Flußwassers. Das Clima der Stadt und Vorstädte ist so gesund, daß es zum Sprichwort geworden. Nach Tische halten alle Einwohner ohne Ausnahme ihre Siesta, so daß von 2 bis 5 Uhr nächtliche Stille in der Stadt herrscht.

X.

Thiere und Pflanzen auf den Philippinen. — Sitten und Gebräuche der Einwohner. — Abreise von Manilla.

Die Pferde dieser Insel sind wohlgestaltet und muthig, und nicht sehr stark; sie sind weder so schnell, wie die Arabischen, noch von so feinem Gliederbaue, als die Europäischen, dabei aber gelehrig, wenn man sie mit einiger Sorgfalt aufzieht. Man giebt ihnen nie bloßes Wasser zu saufen, sondern mischt es immer mit etwas Syrup, was sehr zu ihrer Gesundheit beitragen soll. Indische Büffelochsen giebt es hier in großer Menge, sie werden zum Ackerbau benutzt, wie auch das gewöhnliche Rindvieh, das bei der vortrefflichen Weide viel und sehr

gute Milch giebt. Esel und Schafe haben sie nicht, auch wenig Wild, aber viel Schweine von Chinesischer Art und Hausfedervieh. Vierfüßige Raubthiere sind hier unbekannt, aber desto mehr kriechende aller Art in den Wäldern und Sümpfen, besonders Riesenschlangen, von denen mir eine Haut zum Verkauf angeboten wurde, die 25 Fuß lang war. Die Wälder wimmeln von Affen und Pavians-Arten; von ersteren nenne ich nur den Orang-Outang. Auch Botaniker und Ornithologen würden viele Gegenstände für ihre Forschungen in diesen Inseln finden.

Die Frucht der Pflanze, welche der Indianer Quiapo und der Spanier Malocalog nennt, ist berühmt, weil sie zu einer Art von Seife gebraucht wird. Sie wächst in den Philippinen in großer Menge; ihre Blätter sind sehr breit und dick. Die Frucht kommt an Größe einem Apfel bei, und wird zerrieben, und hierauf mit Lauge gekocht, wodurch man eine sehr gute Seife erhält. Der Cocusnußbaum gewährt der Regierung nicht unbeträchtliche Einkünfte wegen des sehr berauschenden Palmweins, der viel im Lande getrunken wird. Man gewinnt den Saft durch Einschnitte in den Stamm, zuweilen auch in den Fruchtstengel. Dieser Trank schmeckt vor der Gährung recht angenehm, und ist alsdann nicht berauschend, aber er wird sehr schnell sauer. Auch eine Art von Zuckerwerk wird aus dem Safte zubereitet.

An Fischen ist hier kein Mangel, und die Märkte sind immer hinlänglich mit diesem Artikel versehen; auch sind die Eingebornen sehr sinnreich im Fange derselben, und da ihr Geschmack gleich dem der Chinesen in dieser Hinsicht nicht so

schwer zu befriedigen ist als der unserige, so ist die Zahl ihrer eßbaren Fische auch bei Weitem größer als bei uns.

Die Schiffbaukunst ist hier in Vergleich mit der bei manchen andern orientalischen Nationen in einem sehr vollkommenen Zustande. Die kleinsten Fahrzeuge des Landes sind die Pankos, die auf den Flüssen und dicht an der Küste gebraucht werden; sie bestehen aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm, und sind gewöhnlich 20 Fuß lang, 3½ breit und ziemlich tief. Sie werden von drei, zuweilen von vier Mann gerudert, und ungeachtet sie ziemlich unsicher sind, doch oft gebraucht. In einigen der Provinzen werden aber auch allerlei Schiffe von Spanischer Bauart, als Briggs, Schooner u. s. w., verfertigt.

Die Seemacht dieser Insel besteht in einer Fregatte, einer Schaluppe und einigen kleinern Schiffen und Kanonenböten, welche so ziemlich ausreichen, um die seeräuberischen Mohren abzuhalten.

Ich wunderte mich gar sehr, bei eingezogener Erkundigung zu erfahren, wie wenig das nahe Königreich Cochin-China in Manilla bekannt war. Trotz allen meinen Nachforschungen konnte ich nur drei Menschen auffinden, die wenigstens etwas davon wußten; Keiner aber verstand die Landessprache, und Alle stimmten in einer ungünstigen Meinung über die Regierung und die Eingebornen von Onam überein. Wir wurden hierdurch völlig muthlos gemacht, und da die Umstände uns nicht erlaubten, in Manilla eine Ladung nach den Vereinten Staaten einzunehmen, so bereiteten wir uns eben nach Canton, als unserm letzten Zufluchtsorte in diesen Meeren, zu gehen, als

ganz unerwartet ein anderes Americanisches Schiff, der Marmion, am 22. Juni ankam, nachdem es ebenfalls den Don-naifluß hinaufgefahren und glücklicher in seinen Unternehmungen gewesen war. Nach unserer Abreise aus Canjeo hatte nämlich der Statthalter von Saigon auf eine indirecte Weise Nachricht von unserm Aufenthalt im Flusse erhalten, und schickte sogleich einen Eingebornen, der ein wenig Portugiesisch sprach, worauf dem Befehlshaber dieses Americanischen Schiffes nebst einem Handlungsdiener und Matrosen, welche Portugiesisch sprachen, nach manchen lästigen Schwierigkeiten erlaubt wurde, in einem Boote nach Saigon zu fahren, wo er indeß keinen Handel zu Stande bringen konnte, weil die Onamesen die Dublonen, worin sein Geldvorrath fast ausschließlich bestand, nicht kannten, und nur gegen Spanische Dollars Waaren hergeben wollten. Dieß vermochte den Befehlshaber, nach Manilla zu fahren, wo wir uns trafen, und nachdem wir das Gold gegen Spanische Dollars umgetauscht, beschlossen wir, gemeinschaftlich dieselbe Reise noch einmal zu machen.

Während der nöthigen Ausbesserungen am Marmion und Auswechselung des Goldes, hatten wir Gelegenheit, noch einige Beobachtungen anzustellen. Vom April bis October sind Wetter und Wind veränderlich und ungewiß; indeß ist der gewöhnliche Zustand folgender: vom 9 — 11 des Vormittags Windstille, oder zuweilen leiser, aber veränderlicher Luftzug, während sich leichte Wolken über die Thäler und Niederungen verbreiten. Um 11 Uhr erhebt sich ein Westwind, der nach und nach stärker wird, bis er einige Stunden lang ziemlich heftig aus Südwesten weht, und die Dünste in den Thälern zerstreut. Unterdeß sammeln sich dunkle und dichte Wolken im

Süden und Osten, die Nachmittags Ströme von Regen mit Donner und Blitz begleitet herabgießen, worauf dann während der Nacht bei hellem Himmel ein leiser Ostwind folgt, der die Luft mit aromatischen Düften erfüllt. Die Blitze richten oft vielen Schaden an den Schiffen zu Cavité an. Während unsers hiesigen Aufenthalts blieb kaum eins unbeschädigt.

Die Spanier in Luçonia scheinen wo möglich noch bigotter zu seyn, als die des Mutterlandes, und das Läuten der Glocken, das Geschrei der Mönche und Kreischen der Chorknaben bei ihren häufigen Processionen, in denen sich der jammervollste Aberglaube und eine läppische Verspottung des wahren Christenthums offenbart, sind einem Protestanten höchst widerlich. Die Geburtsfeier des heiligen Rochus, Schutzpatrons eines kleinen Dorfes bei Cavité, im August, wurde mit großem Gepränge begangen, und den Nachmittag nach geendetem Possenspiel folgten Zügellosigkeiten aller Art, und Mordthaten sollen bei diesen Gelegenheiten häufig seyn. Die Protestanten, welche die Neugier anlockt, das Schauspiel mit anzusehen, müssen sehr auf ihrer Hut seyn, da die catholischen Indianer, durch Fanatismus und Cocusnußwein aufgeregt, nur zu schnell das Messer bei diesen Gelegenheiten brauchen, wozu sie, wie es fast keinem Zweifel unterworfen ist, von ihren Pfaffen angereizt werden.

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß einige Ceremonien der Römischen Kirche darauf berechnet sind, tiefen Eindruck auf Gemüther zu machen, die auf eine passive Weise das Wesen nach der Form beurtheilen. Hierzu gehört das Läuten der Vesperglocke in der Abenddämmerung, gerade der frohesten

Stunde in Manilla, wo die Sonne unter den Horizont gesunken, und die ganze Bevölkerung sich an der Abendkühle erquickt, die Verandas mit fröhlichen Gesichtern angefüllt sind, die niederen Stände in sorgloser Behaglichkeit vor ihren Thüren sitzen, und der Ilmado, der öffentliche Spatziergang, voll glänzender Equipagen und munterer Gesellschaft, nur eine Scene der Freude zu seyn scheinet. In diesem Augenblick ertönt die feierliche Glocke, und auf einmal ist Alles still und bewegungslos; die einen Augenblick zuvor so beseelten und gesprächigen Gruppen verwandeln sich in unbelebte Statuen. Kein Ton wird vernommen, als das feierliche Anschlagen der Glocke im Dom, keine Bewegung ist sichtbar; nur die Lippen der Frommen flüstern ihre Gebete her; kein Gefühl scheint zu herrschen, als das der Ehrfurcht, der Anbetung und des Dankes. Nach einigen Augenblicken aber ist Alles, wie durch einen electrischen Schlag, wieder Leben und Bewegung. Diese imposanten Ceremonien, verbunden mit der schlaffen Zucht der Kirche, der Leichtigkeit, sich Erlaubniß zu jeder Ausschweifung, Absolution für jedes Verbrechen zu verschaffen, ist die Hauptursache der glücklicheren Fortschritte catholischer Missionarien vor denen der Protestanten unter barbarischen Völkern. Sie sind schon zufrieden, wenn der Proselyt nur das Zeichen des Kreuzes machen, das Pater noster, Credo, und Ave Maria herbeten kann, bei einer vorbeiziehenden Procession auf die Kniee fällt, und wenn er vor einem bunten hölzernen Bilde der Jungfrau vorbeigeht, ihr seine Verehrung bezeigt.

Die Indianer sind große Freunde dramatischer Vorstellungen, die indeß ein Europäer wohl schwerlich erträglich finden dürfte; sie stellen am liebsten Kriegsscenen dar. Das Spiel

lieben sie ebenfalls bis zur Ausschweifung, und nicht selten ist Selbstmord oder Todtschlag die Folge davon. Gleich den Malayen, sind sie große Freunde der Hahnengefechte, und sparen weder Mühe noch Kosten, Kampfhähne aufzuziehen; oft, wenn sie schon das übrige Besitzthum verloren haben, verwetten sie noch ihre Weiber und Kinder. Karten, Würfel und Billard nehmen einen großen Theil ihrer Zeit weg, was ihnen durch die Menge Spielhäuser, die in jeder Stadt und jedem Dorfe geduldet werden, sehr erleichtert wird.

Der Gebrauch der Areca, des Tabaks, Betel- und Chunam-Kauens ist allgemein unter den Eingebornen, und trägt dem Schatze ansehnliche Summen ein. Außer den vielen Läden, worin diese Artikel verkauft werden, stehen noch in allen Straßen Frauen in beweglichen Buden und bieten dieselben feil. Das Rauchen ist unter allen Ständen, selbst unter Frauen gewöhnlich; die Chinesen aber ausgenommen, bedienen sie sich selten einer Pfeife, sondern nur kleinerer oder größerer Cigarren, die oft bis zu 10½ Zoll lang, und 2¼ Zoll dick sind. Auch Opium ist sehr unter ihnen beliebt, sowohl zum Rauchen als zum Kauen; doch verhindert die Wachsamkeit der Regierung häufige Gelegenheiten zur Ausschweifung in dieser Art.

In den letzten Tagen des Augusts und den ersten des Septembers hatten wir starke Südwestwinde mit vielem Regen, dann aber klärte sich das Wetter auf, so daß wir am 6. September Manilla verließen.

XI.

Ankunft zu Vung-tau. — Erlaubniß des Statthalters von Saigon, nach der Hauptstadt zu fahren.

Bei dem heftigen Regen in dieser Jahreszeit schwellen die Flüsse an, die sich mit großem Ungestüm in die Bai ergießen, und verursachen eine Strömung ins Meer, gegen welche selbst die Fluthzeit wenig vermag, so daß wir gleich am ersten Tage eine bedeutende Strecke zurücklegten.

Am 19. erblickten wir das Cap Padaran und am 22. die Insel Pulo Ciecer de Mer. Hier fanden wir, daß die während des südwestlichen Moussons nordwärts fließende Strömung ihren Lauf verändert hatte, und nun minder schnell südöstlich floß. Am 24. kamen wir bei Pulo Ciecer de Mer und Pulo Sapata (von den Portugiesen wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Schuhe oder Pantoffel so genannt) vorbei, erblickten am 25. das Vorgebirge St. James, und warfen am Abend in der Bai von Vung-tau die Anker aus. Den nächsten Morgen lichteten wir diese, und fuhren auf das Dorf Canjeo zu, während eine Menge Delphine, einige von blaßrother Farbe, andere blaßroth, weiß und braun gefleckt, um uns spielten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein großes Boot, worin sich ein Mandarin befand, uns aufs Eiligste nachgerudert kam, der mit sehr heftigen Geberden uns andeutete, daß wir die Anker auswerfen sollten. Er kam auch sogleich an Bord mit denselben Forderungen, wie das erstemal. Da wir jetzt das Fahrwasser kannten, und wohl wußten, daß er keinen andern Zweck habe, als Zoll von uns zu erpressen, so kehrten wir uns nicht an ihn, sondern setzten ruhig unsern

Weg fort, indem wir ihm zu verstehen gaben, daß wir zunächst nach Canjeo und von da weiter zu fahren gedächten, worauf er, als sein Verlangen, unsere Papiere zu sehen, ebenfalls nicht beachtet wurde, zur großen Betrübniß seiner Begleiter ganz verdutzt schien, uns endlich verließ und auf Canjeo zusteuerte. Wir ankerten bei dem Dorfe und wenig Augenblicke darauf kam ein Boot mit einem Dollmetscher und einige Unter-Mandarinen, mit denen wir sogleich in unsern eignen Böten zu den Behörden ans Ufer gingen, wo wir mit wenigen Veränderungen dieselben Ceremonien erfuhren, wie das erstemal, nur mit dem Unterschiede, daß sie, wahrscheinlich aus Furcht, ihre Habsucht ein wenig mehr in Zaum hielten. Wir verlangten Erlaubniß, nach Saigon zu gehen, und Lootsen, uns dahin zu geleiten; dieß aber erklärten sie, nicht gestatten zu können; doch wollten sie einen Boten nach der Stadt schicken, wofür wir 100 Dollars für jedes Schiff und 10 für den Dollmetscher bezahlen mußten. Um ihren Ansprüchen ein Ende zu machen, erklärten wir, daß das, was wir ihnen zu geben gedächten, von dem Erfolg unsers Unternehmens abhängen würde, womit sie sich nach langem Hin- und Herreden doch endlich begnügen mußten.

Der Dollmetscher benachrichtigte uns nun, daß nach der Abreise des uns begleitenden Americanischen Schiffes noch ein anderes Schiff derselben Nation da gewesen, welches einige Tage gewartet hätte und dann wieder fortgefahren wäre. Man bemühete sich hierauf, uns einen hohen Begriff von der großen Menge Zucker und anderen Waaren zu Saigon zu machen, und versicherte, daß, wenn wir Erlaubniß erhielten, hinzufah-

ren, wir sogleich zu einem sehr niedrigen Preise eine volle Ladung für beide Schiffe einnehmen konnten.

Am folgenden Morgen trieb unsere Neugierde uns an, eine kleine, dem bösen Geiste gewidmete Pagode auf der Daijang Spitze, an der Seite des Flusses, Canjeo gegenüber, zu besuchen, und nahmen unsere Büchsen mit, weil wir Wild anzutreffen hofften, so wie auch Aexte, um im Walde ein Paar Krummhölzer zu hauen, die unsere Schiffszimmerleute brauchten. Das Landen war wegen des schlüpfrigen Schlammes, den die Fluth zurück gelassen hatte, sehr schwierig, und als wir endlich das Land erreicht hatten, war es nicht minder schwer, in den Wald zu dringen, der größtentheils aus Manglebäumen bestand, deren Zweige in höchst phantastischen Gestalten nach allen Richtungen hin durchflochten waren; zugleich war der Boden so sumpfig, daß wir fast bis ans Knie versanken. Umsonst suchten wir etwas zu schießen; wir fanden nichts und wandten uns endlich müde und matt zu der Pagode, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Sie stand dicht am Ufer, am Rande des Waldes jedoch so hoch, daß das Wasser sie nicht erreichte, bestand aber nur in einer armseligen kleinen Hütte von unbehauenen Baumstämmen, über die in einer Höhe von 10 Fuß horizontale Querbalken gelegt waren, über welche sich ein Dach von Palmblättern erhob. Die Mauern bestanden aus kleinen, dicht mit Weidenruthen durchflochtenen Stangen. Der Fußboden war 3 Fuß hoch erhöht, und vor dem Hause eine Plattform in gleicher Höhe mit derselben und etwa 8 Fuß breit, zu der man auf schlechten in einen Holzblock gehauenen Stufen gelangte. Im Innern hatte die Pagode zwei Abtheilungen; die erste, in welche ein großer Thorweg

von der Plattform aus führte, betrug ohngefähr 13 Fuß ins Gevierte; am hintern Ende derselben stand eine Art von Tisch von behauenen Brettern, an dessen einem Ende ein kleines sehr plump gearbeitetes hölzernes Götzenbild mit einem Elephantenrüssel stand, das den Gegenständen religiöser Verehrung der Hinduer ziemlich ähnlich sah. An der andern Seite des Tisches stand ein 2½ Fuß langes Modell zu einer Junka und auf demselben ein Weihrauchfaß von Erz und ein anderes halb mit Asche gefülltes Gefäß, in welchem eine Menge Lunten steckten, deren Enden angezündet gewesen waren. Einige andere, meist zerbrochene und verstümmelte Bilder lagen zerstreut umher. Die zweite Abtheilung war kleiner, und enthielt nichts Merkwürdiges; wie denn überhaupt das Gebäude nicht viel besucht zu werden und ziemlich verfallen schien.

Während wir zum Schiffe zurück fuhren, wären wir beinah an einem der Fischerwehre, wohin der Strom uns riß, umgekommen; indeß waren wir so glücklich, der Gefahr zu entgehen, und als wir am Nachmittag in Canjeo dem Dollmetscher unsere Excursion erzählten, wunderte er sich nicht wenig, daß wir den Tigern, welche sich in großer Menge in den Wäldern befänden, entgangen wären. Man sagte uns hier, daß unser Bote den Abend aus Saigon zurückerwartet, und daß man wahrscheinlich nichts gegen unsere weitere Reise haben würde, wenn wir den Ankerzoll und die gewöhnlichen Geschenke an den Vicekönig und andere Mandarinen bezahlten. Dagegen erklärten wir, daß wir die Rückkunft des Boten erwarten und zu keiner Zeit uns weigern würden, das zu thun, was recht und billig sei, worauf wir, nachdem sie uns mit Thee, Gebacknem und Cigarren bewirthet hatten, von dem

Dollmetscher begleitet im Dorfe herumwandelten. Dieß enthält etwa hundert Hütten, aus Bambus und Stangen gebaut; die Dächer sind aus Palmblättern, und der Fußboden besteht aus Flechtwerk, drei oder vier Fuß vom Boden erhöht. Einige kleine Buchten durchschneiden das Dorf, über welche Brücken von einer einzigen Planke geworfen sind. Das Innere der Häuser ist in zwei, bisweilen in drei Zimmer abgetheilt. Der vordere Theil wird zugleich als Küche und Wohnzimmer benutzt, im Innern dagegen ist das gemeinschaftliche Schlafzimmer der ganzen Familie, wo sie auf Erhöhungen von Brettern oder Bambus mit Matten bedeckt, einige Fuß vom Boden und rings an der Mauer herum liegen. Unter dem Hause sind Behälter für Schweine, Enten, Hühner u. s. w. angebracht, die ihren Unterhalt durch den Fußboden erhalten, durch den, da er offen ist, der Abgang der Speisen herunter fällt, ohne daß man sich die Mühe zu kehren zu geben braucht. Die Bewohner dieser schmutzigen Löcher sind ihres Aufenthalts würdig, und besonders die Kinder höchst ekelhaft.

Wir beschlossen, diesen Abend in dem bewaffneten Boote nach Saigon zu gehen, im Fall wir den künftigen Morgen noch keine günstige Antwort erhalten sollten, weil wir starken Grund hatten, ihrer Versicherung nicht zu trauen, daß sie unsere Ankunft dem Vicekönig gemeldet hätten. Wirklich hatten wir auch nicht unrecht, denn es war noch keine Antwort angekommen; auch empfing man uns sehr kalt, und auf unser Verlangen, ein Boot zu erhalten, erklärte man, daß wir es bekommen sollten, sobald wir ihre Forderung von neulich befriedigt hätten; widrigenfalls wir nur wieder fortfahren möchten. Wir erklärten ihnen dagegen unsern Entschluß vom vorigen Abend,

und daß wir weder das Geld bezahlen, noch wegfahren würden, bis wir ihre Oberherren selbst gesehen und von ihren eigenen Lippen Antwort erhalten hätten. An ihren ganz veränderten Gesichtern merkten wir bald, daß wir jetzt den rechten Weg eingeschlagen hätten, worauf sie vorschlugen, sich mit der Hälfte der Forderung zu begnügen, was wir aber ebenfalls verweigerten, bis wir es uns nach vielem Reden gefallen ließen, für die Mandarinen und den Dollmetscher 30 Dollars vorzustrecken, die, im Fall wir noch hinaufführen, von unseren Abgaben abgezogen werden müßten. Es wurden daher zwei von unserer Mannschaft mit den besten Wünschen für den Erfolg ihrer Sendung abgeschickt.

Bei einer Streiferei am Ufer, wo wir uns zwar nicht wieder in den Wald wagten, aber vielerlei schöne Vögel schossen, kam mir ein hübscher Hund abhanden, den wir trotz aller Nachforschungen erst am dritten Tage wieder bekommen konnten, wo er aber ganz verschüchtert, knurrig und einem Gerippe ähnlich geworden war. So natürlich uns dieß Alles vorkam, behaupteten doch die Eingebornen, die Tiger hätten den Hund behext, er sei jetzt mit übernatürlichen Kräften begabt, und müsse nicht länger als Thier, sondern als ein verständigeres Wesen behandelt werden.

Am 1. October kam der Dollmetscher an Bord und meldete uns, wir möchten die Anker lichten und nach der Nga-Bai zusteuern, bis wir Erlaubniß erhielten, weiter zu fahren. Dieß ist ein geräumiger Hafen, der durch den Zusammenfluß des Don-nai mit verschiedenen Nebenflüssen entsteht und von den Portugiesen Sete Bocas, d. i. Sieben Mündungen, ge-

nannt wurde, weil man von einem Punct aus am Eingang in eben so viele verschiedene Flüsse blickt. Natürlich benutzten wir diese Erlaubniß, waren aber bei den häufigen Windstillen um 10 Uhr Abends erst drei Engl. Meilen von Canjeo, wo wir die Anker auswarfen. Bald darauf sahen wir zwei Böte den Fluß herab kommen, welche der uns begleitende Dollmetscher und die beiden Soldaten, die uns anweisen sollten, wie wir steuern müßten, für Seeräuber hielten, worin wir aber bald zu unserer großen Freude unsere Abgesandten erkannten, die uns schon vom Boote aus zuriefen, daß ihr Auftrag glücklich ausgefallen sei. Sie hatten einen alten Portugiesen, Namens Joachim, bei sich, der in Siam verheirathet und seit 40 Jahren in diesen Gegenden einheimisch, sowohl die Onam-Sprache als die Seinige nebst der Französischen inne hatte, und folglich eine wichtige Acquisition für uns war.

Unser Abgeordneter war mit vieler scheinbaren Herzlichkeit von den Behörden der Hauptstadt aufgenommen worden; man hatte ihm versichert, daß wir gar keine Schwierigkeit finden würden, und was die Abgaben und die Geschenke an die Mandarinen beträfe, so würden wir keine Ursache zur Klage haben.

XII.

Fahrt auf dem Don-nai. — Ankunft in Saigon.

Das Wetter war zwar jetzt schön, die Regenzeit aber doch noch nicht vorüber, und der stark angeschwollene Strom wälzte seine gelben Gewässer mit solcher Schnelligkeit dem Meere zu, daß wir selbst in der Fluthzeit ohne günstigen Wind wenig

vorwärts kamen. Während wir uns unter Segel befanden, kam am nächsten Morgen ein großes bedecktes Boot mit Mandarinen, von denen der eine, wie der Dollmetscher uns sagte, ein Marine-Commissär war. Er hatte ein Bündel Papiere bei sich, und bat, ihm den Namen des Schiffs, unser Vaterland und Mannschaft zu nennen; ferner ihm unsere Ladung, die Handels-Artikel, die wir suchten, und endlich den Namen, das Alter und die Person-Beschreibung jedes Einzelnen am Bord anzugeben. Unsere Antworten auf alle diese Fragen wurden von einem begleitenden Secretär aufgeschrieben, und von den übrigen Begleitern 13 Copien davon verfertigt. Unter alle diese Papiere war meine Unterschrift nöthig, und nachdem mir der Dollmetscher alles gehörig erklärt, und mich gebeten hatte, sehr genau alles anzugeben, erfüllte ich das Begehren. Vier von diesen Papieren wurden, wie man mir sagte, dem König zugeschickt; eins war für den Vicekönig, und die übrigen für verschiedene Mandarinen bestimmt. Nachdem sie dasselbe Geschäft auch auf dem andern Americanischen Schiffe verrichtet und des Befehlshabers Unterschrift ebenfalls unter 13 solcher Documente erhalten hatten, nahmen sie von uns Abschied.

Am Morgen des 3. Octobers fanden wir, daß der Strom nur noch eine halbe Meile breit war, und daß wir gerade unterhalb der Vereinigung zweier reißenden Flüsse lägen. Wohl 60 bis 70 Fahrzeuge fuhren hier in wenigen Stunden an uns vorüber, während andere, wie wir, auf die Rückkehr der Fluth warteten, die um 10 Uhr auch eintrat, und die wir sogleich zur Weiterreise benutzten, worauf nach wenigen Augenblicken eine große Wassermasse sich unsern Blicken zeigte, deren

Oberfläche durch viele zusammenfließende Ströme in starker Bewegung war. Es war die Nga-Bai, die einen wo nicht erhabenen, doch wenigstens schönen und romantischen Anblick gewährte. Hohe und ehrwürdige Bäume umkränzten die Landspitzen, welche der Ausfluß der verschiedenen Ströme bildete, die gleich den Strahlen eines Sternes weite Aussichten gewährten, und auf beiden Seiten mit verschiedenfarbigem Laube eingefaßt waren.

Von der Betrachtung dieser reizenden Scene wurde unsere Aufmerksamkeit auf ein neues merkwürdiges Phänomen geleitet. Wir vernahmen einen Wechsel von Tönen, die dem tiefen Baß einer Orgel glichen, begleitet von den hohen Kehltönen eines großen Frosches, dem Läuten einer Glocke und den Tönen, welche die Phantasie einer ungeheuren Maultrommel leihen würde. Dieß Alles zusammen brachte einen wunderbaren Reiz in den Nerven hervor, und wie uns dünkte, eine zitternde Bewegung im Schiffe. Voll Unruhe über die Ursache dieses Concerts, ging ich in die Cajüte, wo ich das Geräusch, das, wie ich mich nun überzeugte, aus dem Schiffsboden herkam, verdoppelt fand. Die Empfindung, die es mir nun verursachte, war der des Zitteraales gleich, die ich früher schon empfunden hatte. Ob aber der Ton oder das wirkliche Zittern des Schiffs diese Empfindung veranlaßte, habe ich nicht herausbringen können. In wenigen Augenblicken wurden die Töne, die erst am Steuerruder angefangen hatten, allgemeiner und den ganzen Kiel entlang gehört. Unser Dollmetscher benachrichtigte uns nun, daß diese Töne von einer Scholle, einer platten ovalen Fischart, gleich dem Flunder, herrührten, welche, durch eine eigene Bildung des Mauls, sich auf eine wunder-

bare Weise an andere Körper anhängen könne, und dieser Gegend eigenthümlich angehöre. Auf welche Weise sie aber diese Töne hervorbringe, war ihm nicht bekannt. Bald nachdem wir das Bassin verlassen und in den Fluß hineingefahren waren, in den unser Weg uns führte, bemerkten wir schon eine auffallende Verminderung in der Zahl unserer musicalischen Begleiter, und ehe wir noch eine Engl. Meile zurückgelegt hatten, hörten wir nichts weiter von ihnen.

Der Strom war hier nur noch 80 Ruthen breit, und da der Wind mitunter gerade abwärts wehete, so waren wir oft genöthigt, das Schiff zu wenden, was wir nicht hätten vornehmen können, wenn der Fluß am Ufer seicht gewesen wäre; aber bei der großen Wassertiefe konnten wir bis dicht heran fahren, so daß die Zweige der Bäume oft über dem Verdeck hingen.

Während unserer ganzen Fahrt auf diesem schönen Flusse fanden wir in der Mitte nie weniger als 8 Faden Tiefe, und dicht am Ufer, wo unsere Segelstangen in die Bäume geriethen, nur selten 3, meistens aber 7, 8 und 9 Faden; im Allgemeinen betrug die Tiefe immer 8 bis 15 Faden, und der Boden war überall weich und schlammig. Die Hauptvorsicht, die bei der Fahrt auf dem Don=nai nöthig ist, besteht darin, ein Boot vor dem Schiffe herfahren zu lassen, um es bei Windstillen oder leisen Winden zu ziehen, damit es nicht in die Mündung der vielen Ströme gezogen werde, die mit denselben in Verbindung stehen.

Die Gegend hatte sich übrigens, seit wir Canjeo verlassen, nicht im Geringsten verändert, und wir konnten vom Verdeck

aus nichts weiter sehen, als die Ufer des Flusses. Tausende von Affen hüpften und tändelten in den Bäumen herum, und wir konnten durch unsere Gläser sehen, wie einige darunter dem Anschein nach mit großem Interesse unter dem Laube hervor das ihnen neue Schauspiel anstaunten. Auch viele Vögel hörten wir in den Wäldern, und sahen einige mit recht schönem Gefieder.

Marianno, der Dollmetscher, der, seitdem wir Canjeo verlassen, große Besorgniß vor den Seeräubern geäußert hatte, die, wie er uns sagte, diesen Fluß unsicher machten, wurde jetzt immer besorgter, indem die Nga=Bai und die Umgegend bei der Leichtigkeit des Angriffs und des Entkommens ein Lieblings=Aufenthalt derselben sei. Er erzählte uns mancherlei Geschichten von Schiffen, die von ihnen angegriffen worden wären, und warnte uns, Nachts auf unserer Hut zu seyn, und in der Dunkelheit kein Boot heran zu lassen. Wir versicherten ihm, daß wir auch ohne seine Warnung dasselbe gethan haben würden, so lange wir in diesem Lande blieben, was er auch Gelegenheit gehabt habe, während seines Aufenthalts auf dem Schiffe zu bemerken, so daß wir stets bereit wären, Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen möchten, abzuweisen.

Die Muskitos, die, so lange wir uns im Flusse befanden, uns sehr lästig geworden waren, wurden jetzt ganz unerträglich, und machten uns die geringste Ruhe während der Nacht völlig unmöglich. Nach langsamem Vorrücken befanden wir uns endlich eine halbe Seemeile von der einzigen gefährlichen Untiefe im Flusse Don=nai; sie besteht aus harten Corallen=Felsen, erstreckt sich vom östlichen Ufer bis etwa in die

Mitte des Flusses, und ist über eine Engl. Meile lang, an beiden Enden spitz nach dem Ufer zulaufend; selbst beim niedrigsten Wasserstande hat sie jedoch immer noch 3 Fuß Tiefe. Man muß sehr sorgfältig auf die Strömungen Acht haben, und sich so viel als möglich an das westliche Ufer halten, wo gutes, aber schmales Fahrwasser von 7 bis 15 Faden Tiefe ist. Sie liegt auf der Hälfte des Wegs von Canjeo nach Saigon und ist der Aufenthalt unzähliger Crocodille. Wir fuhren so dicht am westlichen Ufer hin, daß unsere Segelstangen die Bäume streiften, und obwohl Marianno versicherte, daß wir uns nicht im tiefsten Wasser befänden, was näher nach der Untiefe zu sei, so glaubten wir doch wohl zu thun, uns so fern als möglich davon zu halten, und erreichten so glücklich das Ende der Untiefe.

Eine Meile weiter sahen wir zum erstenmal, seit wir bei Dong-Ding (einige Hütten oberhalb Canjeo) vorüber gefahren waren, wieder einige Wohnungen von Eingebornen. Sie lagen in der Mitte einer Stelle, wo der Wald ausgehauen war, und enthielten einige Aecker Land, welche mit Cocus- und Areca-Palmen umpflanzt waren. Eine Frau lenkte einen von einem Büffelochsen gezogenen Pflug. Unser Dollmetscher sagte uns, sie bereite den Boden, um Reiß hinein zu säen. Eine Strecke davon sahen wir ein von Graben umgebenes herrlich grünendes Reißfeld. Da alle Ländereien in der Nähe des Don-nai niedrig und stark bewässert sind, so eignen sie sich natürlich sehr zum Anbau dieses Artikels, der den Einwohnern ganz unentbehrlich ist.

Die Aussicht erweiterte sich nun und zeigte uns zur Linken einen andern eben so breiten Strom, als der, auf dem

wir fuhren, so wie vor uns noch einen andern, der in stiller Majestät zwischen waldigen Ufern dahin floß. Dieser letztere war, wie wir hörten, der Rio Grande oder große Fluß, von dem jener, der Soirap, so wie auch der, auf dem wir uns befanden, nur ein Arm war. Bald kamen wir dem Puncte nahe, wo beide sich vereinen, und fuhren rasch darauf zu, als auf einmal das Schiff unbeweglich still stand. Das Senkblei deutete jedoch 10½ Faden an. Einen Augenblick darauf war das Schiff herumgerissen, und wurde mit großer Gewalt nach dem östlichen Ufer hingetrieben, welches wir jedoch mit Hülfe unserer Segel und unserer Schlepp=Böte vermieden, und die andere Seite des Flusses erreichten, wo wir das Schiff wendeten, und einen zweiten Versuch mit demselben schlechten Erfolge machten. Erst das drittemal kamen wir (ohne daß ich sagen kann, wie das Hinderniß weggeräumt wurde) um die östliche Spitze herum, und fuhren in den großen Fluß ein, wo wir in einer Tiefe von 6 bis 7 Faden wohl anderthalb Meilen oberhalb der Spitze dicht am Ufer hinfuhren. Dennoch konnten alle Segel, die ein günstiger Wind schwellte, und zwei Schlepptaue von den Böten das Schiff auf dieser ganzen Strecke nicht vom Ufer wegbringen. Endlich setzte ein starker Strudel, der dem Strome eine andere Richtung gab, uns in Stand, die Mitte des Flusses zu erreichen, wo wir dann ohne Unterbrechung weiter fuhren.

Um halb 5 Uhr Abends befanden wir uns eine halbe Englische Meile von der Mündung jenes Flußarms, an welchem Saigon liegt. Seit einigen Stunden hatte sich eine Masse schwerer schwarzer Wolken nach Norden hin gesammelt, und fing nun an, ein ziemlich furchtbares Ansehn zu gewin=

nen, so wie auch schon schnell auf einander Blitz und starke Donnerschläge folgten. Es wurden daher einige Vorbereitungen getroffen, dem drohenden Sturme zu begegnen; aber der Dollmetscher und sein Camerad, der Soldat, versicherten uns, wir brauchten diese ominösen Erscheinungen nicht zu fürchten; die Erfahrung habe sie gelehrt, wie wenig diese Gewitter zu bedeuten hätten, indem selten viel Wind darauf erfolge. Dieser Versicherung trauend, setzten wir unsern Lauf mit aufgespannten Segeln fort. Wenige Minuten darauf nahte jedoch der Sturm, ungeachtet der Versicherungen unserer Führer, auf eine höchst drohende Weise. Die schweren Wolken wälzten sich mit Ungestüm heran, eine fast undurchdringliche Dunkelheit folgte auf die ruhige Dämmerung und verbarg uns die nächsten Gegenstände; der furchtbarste Donner krachte über uns, und die leuchtenden Blitze folgten so schnell auf einander, daß sie uns blendeten, worauf denn auch im Augenblicke der Sturm nachfolgte. Unsere Segel wurden mit der größten Eile eingezogen, und Vorkehrungen getroffen, die Anker auszuwerfen, da wir die Leitzeichen am Lande nicht mehr unterscheiden konnten. Ein heller Blitzstrahl zeigte uns in diesem Augenblick den Eingang des Flusses, in den wir, von einem heftigen Nordwinde gejagt, sogleich steuerten, indeß der Regen in Strömen herabgoß, und unser erst so unerschrockener Dollmetscher, der den Sturm erst zu verachten schien, sowie Sr. Majestät von Cochin-China tapfere und furchtbare Soldaten zwang, sich in die Cajüte zu verkriechen, woraus kein Zureden von unsrer Seite sie vermögen konnte, uns einigermaßen bei der Leitung unseres Laufes zu rathen. Uns selbst überlassen, flogen wir daher wohl eine halbe Stunde lang auf einem sehr schmalen und sich windenden

Strome dahin, nur durch das Leuchten des Blitzes geleitet, als wir plötzlich bemerkten, daß eine Krümmung im Flusse uns dem Winde entgegen brachte. Sogleich ließen wir das schwerste Anker fallen, und der wüthende Sturm warf das Schiff mit großem Ungestüm hin und her, und machte alle unsere Bemühungen, die Segel zu befestigen, fruchtlos. Der Steuermann, der vom Steuerruder aus hatte sondiren sollen, befand sich unter dichten Büschen, die über dem Theil des Schiffes weghingen; doch zeigte das Senkblei 6½ Faden Wasser. Wohl noch eine halbe Stunde, nachdem wir geankert hatten, raste der Sturm mit immer gleicher Wuth, als endlich das Gewitter sich verzog, und der Sturm in einen sanften Wind sich auflöste, während der Regen noch immer in Strömen herabgoß, doch so, daß wir nun im Stande waren, unsere Segel einzuziehen und in einer Tiefe von zehn Faden auf einer sichern Stelle zu ankern. Um Mitternacht hörte endlich der Regen auf, ein milder Nordostwind zerstreuete die Wolken, und zeigte uns einen blauen, mit unzähligen Sternen besäeten Himmel, indeß die milde Luft uns die erquickendsten Wohlgerüche zuführte.

Um 2 Uhr Morgens am 7. setzten wir unsern Lauf fort, und erblickten mit anbrechendem Tage zerstreute Hütten, Stellen mit angebautem Lande, Haine von Cocus- und Areca-Palmen, Heerden von Büffelochsen, Fischerböte und einen fernen Mastenwald, für uns ein sichtbares Zeichen, daß wir uns der Hauptstadt näherten, unterhalb welcher wir in einer Entfernung von einer Englischen Meile um 5½ Uhr die Anker fallen ließen. Da wir seit dem vorigen Morgen das andere Americanische Schiff, den Marmion, nicht gesehen hatten, be-

sorgten wir gar sehr, daß ihm ein Unfall begegnet sei, aber unser Dollmetscher, der seine Familie am Lande besuchte, versicherte uns bei der Rückkehr, man habe es nach dem Sturme am vorigen Tage im großen Flusse vor Anker gesehen.

Eine genauere Ansicht der wenigen Hütten am Ufer, etwa 50 Schritte von dem Orte, wo wir vor Anker lagen, gab uns eben keine größere Meinung von ihrer häuslichen Einrichtung oder Lebensart, als wir schon früher von Canjeo aus gehabt hatten. Die Erscheinung mehrerer leichten Böte aber, welche öfters nur von einer einzigen Frau in malerischer Kleidung geleitet wurden, war für uns neu und erfreulich, indeß die vielen Schiffe der Eingebornen, die in verschiedener Größe in jeder Richtung auf dem Strome umherfuhren, der Scene etwas Geschäftiges und große Lebhaftigkeit verliehen. Dicht unterhalb unseres Ankerplatzes waren die Ruinen alter Festungswerke, deren Glacis mit Gesträuch bewachsen, deren Gräben voll Rohr waren. Am Nachmittag des 7. Octobers fuhren wir endlich ganz heran, und ankerten vor der Stadt Saigon auf der Seite von Banga in einer Tiefe von neun Faden, nachdem wir, die Krümmungen des Flusses mitgerechnet, von dem Vorgebirge St. James aus bis hierher 59 und eine halbe Englische Meile zurückgelegt hatten.

XIII.

Besuch am Lande. — Beschreibung desselben.

Sobald wir die Anker ausgeworfen hatten, kam ein verdecktes Boot heran und einige Leute, die, nach ihrem Gefolge

zu schließen, von hohem Stande seyn mußten, begaben sich zu uns an Bord. Einer derselben redete uns auf Spanisch an, wünschte uns Glück zu unserer Ankunft, und lud mich in sein Haus ein, wo, wie er sagte, die Befehlshaber der Schiffe aus Macao vor Aufhebung ihres Handels mit Cochin-China immer gewohnt hätten. Dieser Mann, der sich Pasqual nannte, war ein Eingeborner von Luçonia, wo er Soldat gewesen, hatte aber in den letzten zwanzig Jahren in verschiedenen Theilen von Cochin-China gewohnt. Er war mit der Tochter eines angesehenen Mandarinen verheirathet, und wohnte in einem Hause nicht fern vom Ufer; ich nahm daher um so mehr, da er dem Befehlshaber des Marmion sehr nützlich gewesen war, seine Einladung an.

Eine besondere Beschreibung dieser Wohnung mit ihrem Zubehör wird hinreichen, einen allgemeinen Begriff von denen im Dorfe Banga sowohl, als von wenigstens 3/4 der Häuser in der Stadt Saigon zu geben. Auf dieser Seite des Flusses waren die Ufer wohl 50 bis 60 Fuß weit weggespült worden, so daß zwischen dem tiefen Wasser und dem festen Lande eine Strecke von sehr weichem Schlamm zurückblieb. Ueber diesen Sumpf waren in kurzen Zwischenräumen Dämme aus Baumstämmen angelegt worden, die man in die Erde getrieben hatte, worüber Querbalken gelegt und auf diese Bretter befestigt waren, um den Verkehr zwischen dem Flusse und dem Lande zu erleichtern. Die dadurch entstandene Erhöhung ist höher, als die höchste Fluth reichen kann, die bis auf zwölf Fuß steigt; und eine plumpe Leiter, die in den Canal führt, erleichtert zu jeder Zeit den Verkehr. Auf einer von diesen Treppen erreichten wir denn das Ufer, und traten durch ein Bretterthor in

einen verzäunten Platz ein. Dieser Zaun bestand aus Stangen, die etwa sieben Fuß hoch und ein bis zwei Zoll dick, zwei Zoll aus einander standen, und oben und unten mit Weidenruthen an andere Querstangen befestigt waren, indeß einzelne Pfosten dem ganzen Festigkeit gaben.

Das Haus lag in der Mitte dieses fast viereckigen Geheges, das noch keinen halben Acker betrug, und mit Areca-Palmen bepflanzt war. Einzelne Gewächse standen noch hie und da zerstreut, aber ohne alle Ordnung umher. Von dem Thorweg bis zum Hause lagen einzelne Steine, auf denen wir mit einiger Mühe trocknen Fußes hinzugelangen suchten, weil Alles rings umher von dem heftigen Regen überschwemmt war.

Die Wohnung hatte ungefähr 25 bis 30 Fuß ins Gevierte, und war 2½ Fuß vom Boden erhöhet; sie bestand aus einem Stock von Fachwerk mit Brettern bekleidet, und das mit Palmblättern gedeckte Dach ragte zehn Fuß über die Wände hervor, und reichte so tief hinunter, daß man sich bücken mußte, um darunter wegzukommen; am untern Rande desselben waren durch Bänder von Spanischem Rohr Matten befestigt, die in horizontaler Richtung einige Fuß von dem Dache aus vorliefen, und durch aufrecht gestellte Stangen gehalten wurden, die man aber nach Gefallen wegnehmen konnte, so daß dann der Schirm herunterfiel, und die Wohnung völlig umschloß.

Auf jeder Seite der Thür war ferner eine große viereckige Oeffnung oder Fenster, welches in der Nacht durch einen Bretterladen verschlossen wurde, der sich auf eisernen Angeln drehte. Unter jedem dieser Fenster war außerhalb an der Mauer des Hauses und in gleicher Höhe mit dem Fußboden desselben eine

Plattform von grob zugehauenen Brettern etwa acht Fuß lang und fünf breit, die auf in die Erde gerammten Pfählen ruhte. Die Plattform war mit Matten bedeckt, und einige rothe, mit Reißhülsen ausgestopfte Lederkissen lagen darauf. Diese Veranda ist das allgemeine Wohn= oder Sitz=Zimmer im Hause; auf derselben kauern die Bewohner und ihre Gäste mit kreuzweis gelegten Beinen um ihre Areca, indeß die Dienerschaft Thee herumgiebt. Im Innern umgiebt eine Gallerie das ganze Haus, in dessen Mitte sich ein einzelnes Gerüst von Brettern befindet, das in verschiedene kleine Cajüten oder Schlafplätze abgetheilt ist. Der Boden dieser Schlafzimmer bestand aus Brettern, die einen Fuß hoch mit Matten bedeckt waren, und vor dem Eingange hingen ebenfalls Matten. Da Pasqual zur Römisch=catholischen Kirche gehörte, so war eins dieser Behälter zu religiösen Zwecken bestimmt, und eine Lampe brannte darin vor einem Crucifix. Eine hölzerne Madonna und einige gemalte Heiligen waren rund um eine Art von schlecht gearbeitetem Büreau angebracht. Der Fußboden des Hauses bestand aus Geflecht, und das Dach war die einzige Decke. Der fast gänzliche Mangel an Licht und frischer Luft machte den Aufenthalt höchst traurig und ungesund. Vom Giebel zur Linken bedeckte ein hervorragendes Dach einen Platz, der dreißig Fuß ins Gevierte hatte, und dessen Fußboden erhöhet war. Dieser Behälter wurde zum Kochen und andern häuslichen Zwecken benutzt.

Auf der einen Seite stand eine Maschiene, um den Reiß auszuhülsen; was in der That nichts anders war, als ein ungeheuerer Mörser mit einer Keule; auf der andern eine Reihe großer irdener Gefäße mit süßem Wasser, das bei Regenwetter gesammelt wur-

de; gleich daneben standen kleinere Gefäße, worin, wie der Geruch uns zu erkennen gab, eingesalzner Fisch sich befand. In einer Ecke hing eine Hangematte von Netzarbeit von den Fasern des Ananasblattes, in der ein armseliges, von Schmutz und Krankheit ausgemergeltes Kind schlief. Auf der dritten Seite befanden sich einige Feuerstellen von unbehauenen Steinen, wo das Mittagsmahl in irdenen Gefäßen bereitet wurde; und diesem gegenüber eine Erhöhung gleich der vorhin beschriebenen, wo sie ihre Mahlzeiten einnehmen, welche gewöhnlich in gekochtem Reiß bestehen, mit gedämpften Enten und Hühnern in kleinen Portionen; ferner in gebratenen und gedämpften Yamswurzeln und Kartoffeln, einer Art von Reißgallert und einer ansehnlichen Menge Zuckergebackenem. Sie essen mit Stäbchen und den Stacheln vom Stachelschwein; der letzteren bedienen sie sich, um die Stücken Fleisch, ehe sie dieselben in den Mund stecken, in einen Napf mit ihrer Lieblingswürze, Fischlake, zu tauchen, der in der Mitte des Eßtisches steht, und für alle gemeinschaftlich ist.

Ihr beständiges Getränk ist Thee und eine Art Whisky aus Reiß. Aermere Familien bedienen sich eines Thees von geringerer Güte mit einem sehr großen Blatte, der in der Provinz Huè wächst, und deßhalb Cha-Huè, d. i. Thee aus Huè, genannt wird. Ihren besten Thee führen sie aus China ein, und der schwarze besonders wird sehr gesucht.

Pasquals Tochter, ein siebenzehnjähriges Mädchen, saß in einer Ecke, und webte eine Art groben seidnen Zeuges von gelblicher Farbe, das etwa 18 Zoll breit war. Der Webestuhl war zwar roh gearbeitet, aber im Wesentlichen nicht sehr von den unsrigen verschieden.

Nachdem wir unsere Neugier befriedigt und die verschiedenen Gegenstände in Augenschein genommen hatten, die im Innern des Hauses zu sehen waren, führte man uns zur Veranda zurück, wo man uns Thee und Gebackenes reichte. Eine dicke weibliche Figur mit einem lächelnden Gesicht war unsere Hebe. Sie war etwa sechzehn Jahr alt, und eine Mündel unseres Wirthes, sowie Tochter eines Eingebornen aus Macao und einer Cochin-Chinesin. Ungeachtet sie noch der anziehendste Gegenstand unter diesen Leuten war, so wurde doch unser Wohlgefallen nicht wenig durch ihre Atmosphäre gestört, als sie uns Thee und Betel überreichte. Sie hatte weite schwarzseidne Beinkleider an, und eine Tunica oder Kleid, das fast bis auf die Knöchel herunter reichte. Ihr von Cocusnußöl glänzendes Haar war recht geschmackvoll auf dem Wirbel in einen Knoten geschlungen, und mit einem Turban von schwarzem Krepp umgeben. Gesicht und Hals, dem man nichts Anlockendes zur Last legen konnte, waren jedoch mit verschiedenen Streifen von Schmutz geziert; ihre Füße nackt und der Zeigefinger an jeder Hand mit einem zwei Zoll langen Nagel oder vielmehr Klaue versehn. Noch zwei oder drei andere Weiber, unter denen sich unsere Wirthin befand, deren Kleidung und Aeußeres nicht viel im Wesentlichen von der oben beschriebenen abwich, umgaben uns mit allen Zeichen der lebhaftesten Neugierde. Auch trieben sich ein Paar ekelhafte Hunde herum, und erhoben bei unserer Ankunft ein entsetzliches Geheul, liefen eilig davon, und versteckten sich hinter verschiedenen Dingen, von wo aus sie uns mit beständigem Heulen zu ergetzen versuchten. Schweine, Hühner und Enten vollendeten das Ganze, und hatten überall freien Zutritt.

Bald darauf bemerkten wir, daß die älteren Frauen in einem lebhaften Gespräch begriffen waren, und erfuhren auf unsere Frage, daß sie als Handelsleute der Geschäfte halber hergekommen wären, und zu wissen wünschten, was wir für Waaren suchten, und für Zucker und andere Artikel zu geben gedächten. Da wir aber nicht Lust hatten, uns zu übereilen, auch die Ankunft des Marmion und eine Zusammenkunft mit den Behörden erst abwarten wollten, schützten wir Ermüdung vor, und kehrten an Bord zurück.

Die Neuheit verschiedener Gegenstände, die sich uns darboten, hielt unsere Neugierde den übrigen Theil des Tages rege. Leichte Böte, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehend, und meistens von einer Frau regiert, fuhren auf dem Flusse hin und her. Einige darunter mit vielerlei auserwählten Tropischen Früchten und andern Nahrungsartikeln beladen, kamen zu uns heran. Unter den Früchten bemerkten wir Bananas, Pisangs, Ananas, Orangen aller Art, Limonien, Guajavas, Pompelmus, Granatäpfel, Mangos u. s. w.; auch süße Kartoffeln, Yamswurzeln und Zuckerrohr wurden uns angeboten, sowie allerlei Arten von Gebackenem, worunter uns Körbe voll dünner, runder und schneeweißer Kuchen von Reiß in die Augen fielen, aber unschmackhaft gefunden wurden; desto köstlicher und saftreicher fanden wir eine Art von Orangen ohne Samenkerne, sehr groß und vom schönsten Goldgelb, die in Siam, Cambodia und Don=nai einheimisch seyn sollen, und deren Dampier als einer Tunkinesischen Frucht erwähnt. Fischerböte von verschiedener Größe mit ihren Netzen ruderten zwischen den größeren Schiffen hin, und waren sehr glücklich im Fange einer Art kleiner Fische, die wir uns aber nicht entschließen konnten,

zu essen. Einige Böte, jedes mit neun Ruderern versehen, fuhren sehr schnell auf dem Wege nach Saigon vor uns vorbei, und die kegelförmigen Mützen von Palmblättern, die diese Leute trugen, sowie ihre Art zu rudern, bezeichnete sie uns als Fischer vom Cap St. James und der Umgegend, welche den Markt mit Seefischen versorgen. Diese Leute rudern nicht alle zu gleicher Zeit, sondern stoßen einer nach dem andern, indem der zunächst am Steuer anfängt, und die Uebrigen dann auf beiden Seiten dasselbe thun, was außerordentlich geschwind geht; denn sie beenden häufig die Fahrt von der See nach Saigon in einer Fluthzeit. Andre Böte mit grosien Gefäßen voll Pech, Theer und andern Harzen, Kienöl, Farben u. s. w. fuhren zwischen den größern herum, um diejenigen zu versorgen, die ihrer Hülfe bedürftig seyn könnten, und ein Topf mit heißem Pech stand beständig in der Mitte des Bootes auf dem Feuer zum Gebrauch bereit. Die Leute, die mit diesen brennbaren Artikeln handeln, dürfen nicht am Lande wohnen, sondern halten sich in Häusern auf, die auf Bambusbalken über starke Pfähle im Strom erbauet sind. Viele von den größern Schiffen hatten über dem Steuerruder Blumentöpfe befestigt, in welchen Reiß und eine Art von Lilien wuchsen.

Ursprung und Veranlassung dieser Sitte konnten wir nicht genau erfahren, hörten aber im Allgemeinen, daß sie mit einer religiösen oder abergläubischen Idee in Verbindung stände. Ganz besonders fiel uns eine Art von Belustigung in den Obstböten, sowie überhaupt in denen, die von mehr als einer Frau gerudert wurden, auf; diese bestand nämlich darin, daß sie sich gegenseitig das Ungeziefer nach Affen-Art von den Köpfen lasen, und späterhin fanden wir, daß dieß kein Mono-

pol der untern Stände wäre, sondern daß auch Damen vom höchsten Range dasselbe thäten.

Da der Seehandel von Cochin-China, sowie der in vielen andern Theilen Asiens, sich nach dem Mousson richtet, so werden ihre Schiffe, wenn sie von einem Hafen zum andern gegangen sind, bis zur Rückkehr des periodisch eintretenden günstigen Windes abgetakelt und auf verschiedene Weise gebraucht. Einige sind so gebaut, daß man sie aus einander nehmen und ins Trockne bringen kann; zu dieser Art gehören die, deren Balken mit Matten oder Korbarbeit bedeckt sind. Die von festerer Bauart werden entweder in Docken gebracht, die sich am Ufer des Flusses befinden, wie es auch in Bengalen Sitte ist, oder durch Winden ans Ufer gezogen, wo der Kiel eine Unterlage erhält, indeß sie selbst mit Matten bedeckt werden. Wir waren mehrmals Zeugen aller dieser Operationen, die mit großer Gewandtheit und mechanischer Fertigkeit ausgeführt wurden. Einige von diesen Schiffen konnten wohl 80 Tonnen laden. Auch hier lebt ein Theil der Bevölkerung, wenn auch in geringerm Verhältniß als in China, auf dem Wasser. In vielen Fällen bewohnt eine Familie ein Boot, welches ihre einzige Heimat und das einzige Mittel ihres Unterhaltes ist, und worin sie entweder von der Fischerei, vom Handel mit Früchten und allerlei kleinen Waaren, vom Ueberfahren der Passagiere leben, oder auch, indem sie sich an Chinesische oder andere fremde Schiffe zu kleinen Diensten vermiethen.

Zu dem letzteren Dienste ziehen die Fremden aus verschiedenen Gründen diese dem Gebrauche ihrer eigenen Böte vor, vorzüglich aber wegen ihrer genauen Bekanntschaft mit dem Flusse, und ihrer größern oder geringern Kenntniß des Portu-

giesischen Dialects im Orient, wodurch sie in Stand gesetzt werden, denen, welche die Onamesische Sprache nicht kennen, als Dollmetscher zu dienen; denn meistens pflegt sowohl auf den Americanischen als Europäischen Ostindienfahrern doch einer oder der andere zu seyn, der etwas Portugiesisch versteht; hierzu kommt auch noch ihre Abhärtung gegen die Wirkungen einer Tropischen Sonne und der nächtlichen Ausdünstungen. Wir mietheten ebenfalls eins derselben mit einer Bedeckung in der Mitte, worin man vor Sonne und Wetter geschützt war, und das von drei Weibern, Mutter und Töchtern, regiert wurde, für 15 Quans monatlich (ohngefähr 7 ½ Spanische Dollar). Dafür müssen sie nicht bloß alle Ladung vom Schiff an das Land und umgekehrt herbei fahren, sondern sind auch zu jedem andern Dienst verpflichtet, den ein Schiffsboot im Hafen zu verrichten pflegt.

Eine dringende Einladung von Pasqual vermochte mich und einen meiner Begleiter, ein Nachtquartier in seinem Hause anzunehmen, wohin wir unsere Matratzen schickten; aber der üble Geruch und das Ungeziefer, verbunden mit unserer Besorgniß, was aus dem Marmion geworden, verscheuchte den Schlaf. Den nächsten Morgen kam derselbe jedoch glücklich an, nachdem er zwar während des Sturmes in großer Gefahr gewesen, aber doch keinen Schaden gelitten hatte. Der Capitän und Supercargo kamen sogleich zu uns ans Land, wo wir uns bald von einer Schaar alter Weiber umgeben sahen, die als Mäkler gebraucht zu werden wünschten, und sich erboten, uns beim Einkauf unserer Waaren zu helfen. Bei unsererer Kenntniß von der List dieses Volks zeigten wir jedoch gar keinen Eifer, Geschäfte zu machen, weil wir überdieß erst

mit den Behörden dieser Stadt einigermaßen aufs Reine kommen wollten.

Da wir indeß erfahren hatten, daß man die herabwürdigendsten Ehrenbezeigungen von uns verlangen würde, so schickten wir die Dollmetscher ab, um dem Gouverneur bekannt zu machen, daß wir ihm aufzuwarten wünschten, wenn es uns gestattet würde, uns derselben äußern Zeichen von Ehrfurcht zu bedienen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten in unserm eignen Vaterlande Sitte wären. Wir erhielten zur Antwort, daß, ungeachtet ihre Sitte von allen Gesandten und andern, die das Land besuchten, fordere, daß sie niederknieten, und den Boden mit der Stirn berührten, so wolle der Statthalter, weil wir Fremde wären, uns diese Ceremonien erlassen, und fordere nur drei Verbeugungen bei unserm Eintritt. Die Dollmetscher bemerkten dabei, daß die Portugiesen, Chinesen, Siamesen und andere Fremde, die ihr Land besucht, nie etwas gegen ihre Ceremonie eingewendet hätten, folglich müßten wir dieß als ein Zeichen von großer Herablassung betrachten. Da wir nun vernünftigerweise nichts dagegen haben konnten, statt einer Verbeugung drei zu machen, so fügten wir uns darein, und machten uns an die Auswahl der Geschenke, wobei uns aber die Dollmetscher und weiblichen Mäkler, die uns an Bord gefolgt waren, so lästig wurden, daß wir sie aufs Verdeck jagen und eine Wache vor die Thür der Cajüte stellen mußten, um es ungestört vornehmen zu können. Vier Kugellampen, vier zierlich geschliffene Glaskrüge, ein Paar Pistolen, einige Weingläser, Becher, Parfümerien, Liköre, Weine, einige Flaschen Rum und eine hübsch verzierte Dose, um seinen Betel,

Areca und Chunam hinein zu thun, waren die Artikel, die wir zum Geschenk für den Vicekönig aussuchten.

XIV.

Beschreibung des Aufenthalts in Saigon.

Am 9. October, 9 Uhr Morgens, schifften wir uns in unsern Böten ein, und fuhren über den Fluß, durch eine Flotte von einigen 100 Schiffen des Landes, belustigt durch den Anblick der Volksmenge, die unsere Ankunft herbei gelockt hatte, aber auch sehr belästigt durch die lauten Ausbrüche ihrer Bewunderung. Wir landeten an einem großen Bazar oder Markte, der mit Früchten und andern Dingen wohl versehen war, welche Weiber ohne Ordnung hie und da zerstreut zum Verkauf anboten. Einige von diesen saßen unter Buden von Matten, über Bambuspfähle gespannt, welche sie und ihre Waaren vor den Sonnenstrahlen schützten. Von da führte unser Weg durch eine geräumige und regelmäßige Straße, deren Häuser zum Theil aus Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt, ziemlich anständig aussahen; andere dagegen waren höchst armselig und keins mehr als ein Stockwerk hoch. Einige wenige hatten vorn umzäunte Hofplätze, die meisten aber standen dicht an der Straße.

Brennende Sonnenhitze, eine Straße, die mit jeder Art von Schmutz bedeckt war, tausend heulende und ekelhafte Hunde, das Geschrei verwunderter Eingebornen, deren ungesittete Neugier wir oft mit unsern Stöcken zurückweisen mußten, um sie zu verhindern, unaufhörlich jeden Theil unserer Kleidung,

ja selbst unsere Hände und unser Gesicht zu betasten, und die vielen unerklärlichen Gerüche machten uns diesen ersten Gang in der Stadt sehr beschwerlich. Am Ende dieser Straße aber verließen uns unsere Begleiter, und unser Weg führte nun durch einen krummen bedeckten Pfad eine mit Grün bedeckte Anhöhe hinauf, wo wir über eine hübsche steinerne Brücke, die über einen tiefen und breiten Graben gebaut war, an das südöstliche Thor der Citadelle oder vielmehr der Soldaten-Stadt gelangten; denn ihre Mauern, die von Backsteinen und Lehm ungefähr 20 Fuß hoch und ungeheuer dick sind, umschließen eine ebene viereckige Fläche von beinah $^3/_4$ Engl. Meilen auf jeder Seite. Hier wohnen der Vicekönig und alle Militär-Beamten, und es sind auch geräumige und bequeme Baracken dort, in denen wohl 50,000 Mann einquartiert werden könnten. Der königliche Palast steht im Mittelpunct der Stadt auf einem schönen grünen Platze, und der dazu gehörige Bezirk von etwa 8 Ackern ist mit einem hohen Geländer umgeben. Es ist ein viereckiges Gebäude, etwa 100 Fuß lang, und 60 breit, größtentheils aus Backsteinen gebaut, und mit Verandas versehen, die durch Schirme von Matten beschützt werden. Es steht etwa 6 Fuß vom Boden auf einem Fundament von Backsteinen, und hölzerne Stufen führen hinauf.

Auf jeder Seite, dem Palast gegenüber, und etwa 100 Fuß von demselben entfernt, steht ein viereckiger, 30 Fuß hoher Wachtthurm mit einer großen Glocke. Hinter dem Palaste, in einer Entfernung von etwa 150 Fuß, steht ein anderes Gebäude von gleicher Höhe, worin sich die Behältnisse für die Frauen und Zimmer zu verschiedenem häuslichen Gebrauch befinden; die Dächer sind mit glasirten Ziegeln gedeckt, und

mit Drachen und andern Ungeheuern, wie in China, verziert. Dieses Gebäude ist für den König und die königliche Familie bestimmt, welcher jedoch seit den Bürgerkriegen Saigon nicht wieder besucht hat, so daß es seit dieser Zeit leer stand, und nur noch die Provinzial-Archive und das königliche Siegel darin aufbewahrt, sowie alle wichtige Geschäfte darin vollzogen werden. Beim Vorbeigehen vor diesem Gebäude mußten wir auf Verlangen der uns begleitenden Mandarine, die uns mit ihrem Beispiel vorangingen, unsere Sonnenschirme neigen, um die leere Wohnung des „Himmelssohnes" zu begrüßen.

Von hier kamen wir zu dem Palast des Gouverneurs, mußten aber erst in einem gegenüberliegenden Wachthause verweilen, bis wir gemeldet wurden, worauf wir durch einen Thorweg in den von einem hohen Gehege umgebenen Platz traten, in dessen Mitte das Gouvernements-Haus, ein großes mit Ziegeln gedecktes Gebäude stand, das 80 Fuß im Quadrat hielt. Vom Rande des Daches erstreckte sich bis auf 60 Fuß hinaus eine zweite Decke von runden, schön polirten Säulen, von Rosenholz getragen. Die Seitenwände dieses Platzes bestanden aus Schirmen von Bambus. Im rechten Winkel mit dem Hauptgebäude erhoben sich Erhöhungen, einen Fuß vom Boden, drei auf jeder Seite, jede etwa 45 Fuß lang und 4 Fuß breit, aus zwei 5 Zoll dicken Brettern verfertigt, die genau an einander gefügt und sauber polirt waren. Zwischen diesen zwei Reihen von Erhöhungen befand sich am hinteren Ende des Platzes noch eine andere, 3 Fuß vom Boden, die aus einem einzigen 10 Fuß langen, 6 Fuß breiten und 10 Zoll dicken Brette bestand, das wie Buchsbaumholz aussah und glänzend wie ein Spiegel war. Auf dieser Erhöhung saß mit

kreuzweis untergelegten Beinen, seinen dünnen, weißen Bart streichend, der Gouverneur, ein magerer, runzlicher, alter Mann, mit argwöhnischem Blicke, dessen Gesicht sich zu einem zweideutigen Lächeln verzog, und dessen Ausdruck ganz das Gegentheil von Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit war. Auf den Erhöhungen zu beiden Seiten saßen in gehöriger Abstufung ihrem verschiedenen Range nach die Mandarinen und Staatsbedienten; Reihen von Soldaten, ihre gewichtigen Schwerter in der Hand, und hell polirte mit eisernen Knöpfen versehene und mit Büffelhaut überzogene Schilde am Arm, standen in verschiedenen Theilen der Halle aufgestellt. Wir marschirten in Fronte auf, bis wir uns den Erhöhungen gegenüber befanden, worauf wir unsere drei Verbeugungen auf Europäische Weise machten, die von dem Gouverneur durch ein langsames und tiefes Verneigen des Kopfes erwidert wurden, worauf dieser den Dollmetschern befahl, uns zu einem Bambussitze zu seiner Rechten, neben welchem sich auch einige Stühle von Chinesischer Arbeit befanden, zu führen, welche, wie man uns sagte, ausdrücklich für uns dort hingestellt worden wären. Die Dollmetscher begaben sich nun mit den Geschenken zu dem Fuße des Thrones, wo sie dieselben knieend über ihrem Kopf hielten, indeß einige von der Dienerschaft ihm die Artikel einzeln überreichten. Er betrachtete jedes mit augenscheinlichem Vergnügen, schien sehr zufrieden und bewillkommnete uns nun auf eine sehr huldreiche Weise; erkundigte sich auch nach unserer Gesundheit, unserer Reise, nach der Entfernung unsers Vaterlandes von Onam, dem Zweck unsers Hierseins u. s. w. Thee, Gebackenes, Areca und Betel wurden hierauf gebracht, aber umsonst suchten wir das Gespräch auf die Sagouetes (Geschenke) und Abgaben für

den Ankerplatz u. s. w. zu bringen, worüber wir gern im Klaren gewesen wären; er umging sie alle sehr geschickt, und versprach uns, bei der nächsten Zusammenkunft Auskunft darüber zu geben.

Als wir durch das große südliche Thor wieder zurück gingen, kamen wir bei einem großen Bungalo (ein hohes, leichtes, gewöhnlich aus Bambus gebautes und mit Stroh gedecktes Gebäude) vorbei, unter welchem etwa 250 Stück Kanonen von verschiedenem Caliber aufgestellt waren, einige von Erz, die meisten von Europäischer Arbeit, und auf verfallenen Schiffslavetten ruhend. Unter ihnen sahen wir etwa ein Dutzend Stück ziemlich gut erhaltenes Feldgeschütz, jedes mit drei Lilien bezeichnet und einer Inschrift, daß sie zu Ludwig XIV. Zeit gegossen worden. In der Nähe stand eine Schein-Batterie von hölzernen Kanonen zur Uebung, und bei der Hauptwache, nahe am Thore, standen einige Soldaten, welche die Strafe des Caungue erlitten, wobei wir erfuhren, daß die Caungues für das Militär von Bambus gemacht werden, die der Uebelthäter vom Civil-Stande aber von einem schweren, schwarzen Holze. An der Nordseite des östlichen Thores sahen wir eine Bastei, in der auf einer dünnen Stange die Onamesischen Farben am ersten Tage des Neumonds und bei andern Gelegenheiten prangen. Die vier Thore sind sehr stark mit Eisen beschlagen, ganz auf Europäische Weise, und die Brücken, die über den Graben führen, sind mit mancherlei halberhabener Arbeit, auf Feldern von Maurerarbeit, verziert. Die Thore sind überbaut, und haben Ziegeldächer; auf beiden Seiten führt eine Treppe im Innern der Mauer auf die Wälle.

Auf der westlichen Seite befindet sich innerhalb der Mauer ein Begräbnißplatz, der einige mit roher Pracht aufgeführte Grabmähler von Mandarinen im Chinesischen Geschmack enthält. Einige Gräber hatten aber ganz leidlich ausgehauene Inschriften und Abbildungen in Stein. In der nordöstlichen Abtheilung stehen sechs ungeheure 120 Fuß lange und 80 Fuß breite Gebäude einzeln, aus sehr starken Balken gezimmert und mit überglasten Ziegeln gedeckt. Die Dächer werden von Backstein-Säulen getragen, deren Zwischenräume mit massivem Schnitzwerk ausgefüllt sind. Die Höhe der Mauern beträgt etwa 18 Fuß. Dieß sind die Magazine für Kriegsvorräthe, Lebensmittel, Waffen u. s. w.

Hie und da standen noch innerhalb der Mauern einzelne Gruppen von Soldatenhütten im Schatten verschiedener Tropischen Gewächse. Einige Wege liefen nach verschiedenen Richtungen hin, und waren auf beiden Seiten mit der Palmaria, einem schönen Gewächse, eingefaßt, das einem Birnbaum gleicht, und eine Menge weißer, wohlriechender Blumen trägt, die im October und November die Luft weit und breit mit einem köstlichen Duft erfüllen. Aus diesen Blumen ziehen die Eingebornen ein Oel, welches sie bei allerlei Verwundungen brauchen. Am Abhange außerhalb weideten einige der königlichen Elephanten, von ihren Treibern begleitet, die ihnen auf dem Nacken saßen; einige von diesen Thieren waren größer, als ich sie je in Indien gesehen. Die Treiber oder vielmehr Aufwärter dieser ungeheuern Thiere sind mit einem kleinen hölzernen Horn versehen, in welches sie blasen, um jedermann von ihrer Annäherung zu unterrichten, weil die Elephanten sich selten die Mühe geben, einem kleinen Hinderniß, das ihnen aufstößt, aus dem Wege zu

gehen. Die alten Weiber und Andere auf dem Bazar pflegten daher, wenn sie ein Elephanten-Horn hörten, ihren Kram zusammen zu nehmen, und sich in ehrerbietige Ferne zurückzuziehen, wenn die Thiere zum Trinken an den Fluß gingen, oder von dort zurückkamen. Als sie bei uns vorbei gingen, schritten sie langsamer und schienen mit großem Interesse die ihnen so neue Erscheinung zu betrachten, so daß wir wirklich nicht ganz ohne Besorgniß über die Aufmerksamkeit dieser ungeheuern Thiere waren. Auch die Onamesen schienen zu befürchten, daß uns ein Unfall begegnen möchte, und riethen uns, die Landestracht anzulegen, was wir denn auch thaten, und was sie als eine Artigkeit von uns ansahen. Auch verschaffte es uns zugleich größere Ehrfurcht beim Pöbel, indem wir die Kleidung von Civil-Mandarinen zweiter Classe wählten.

Wir wanderten auch durch verschiedene Bazare, die mit Schweinefleisch, Geflügel, See- und Flußfischen und vielerlei Tropischen Früchten wohl versehen waren. An Gemüse und Kräutern besonders war großer Ueberfluß da, und wir fanden viele darunter, die wir nie zuvor für eßbar gehalten hatten.

Die lauten Klagen einer alten Frau zogen unsere Aufmerksamkeit besonders an, und wir sahen einen Soldaten, der sich mit Früchten, Gemüsen und Geflügel bei ihrer Bude versah, und dann lachend zu einer andern ging, wo er sich ebenfalls aussuchte, was ihm am besten gefiel, indeß die zunächst stehenden ihre beste Waare schnell versteckten. Auf unsere Nachfrage erfuhren wir, er sammle für seinen Herrn, einen Mandarinen von hohem Range, beliebige Abgaben ein, wofür keine Vergütung gegeben werde. Zum Beweis des Ueberflusses, der auf den Märkten herrscht und der außerordentlichen Wohlfeil-

heit der Lebensmittel in Saigon werde ich die Preise verschiedener Artikel anführen: Schweinefleisch 3 Cent das Pfund, Rindfleisch 4 Cent, Hühner 50 Cent das Dutzend, Enten 10 Cent das Stück, Eier 50 Cent das Hundert, Tauben 30 Cent das Dutzend, ein schönes Reh 1 ¼ Dollar, hundert große Yamswurzeln 30 Cent, Reiß einen Dollar das Pikul, Orangen 30 Cent bis einen Dollar das Hundert u. s. w. —

Außer Nahrungsmitteln bieten die Märkte keine große Verschiedenheit der Waaren dar; einige armselige Chinesische Spielereien, grobe seidne Zeuge, Thee von verschiedener Güte u. s. w. waren das Vorzüglichste, was wir sahen. Während unsers Herumstreifens auf den Märkten wurden wir nicht wenig von den uns verfolgenden Hunden belästigt, noch mehr aber von Bettlern und besonders von der unleidlichen Neugier des Pöbels, welchen weder die Vorstellungen der uns begleitenden Beamten, noch unsere aufgehobenen Stöcke von uns fern halten konnten.

XV.

Fortsetzung der Beschreibung von Saigon.

Die Stadt Saigon enthält 180,000 Einwohner, worunter sich 10,000 Chinesen befinden, officiellen Berichten zufolge, die ich durch den Militär-Statthalter erhielt. Die Stadt liegt auf einer Spitze, welche durch den Zusammenfluß zweier Arme des Don-nai gebildet wird und nimmt etwa 6 Engl. Meilen des nördlichen Ufers ein. In der Nähe des Flusses ist sie sehr bevölkert, weiterhin etwas weniger. Die Häuser sind meistens von

Holz mit Palmblättern oder Reißstroh gedeckt und ein Stockwerk hoch. Einige sind von Backstein erbaut und mit Ziegeln gedeckt. Die der höheren Classen haben hängende Zimmer unter dem Dache, die etwa 10 Fuß breit längs des ganzen Gebäudes sich hinziehen, mit hölzernen Gittern auf beiden Seiten, um Luft durchzulassen. Sie steigen auf Leitern zu diesen Zimmern hinauf. Diese Art Häuser haben einen Hof mit einem Thorweg nach der Straße zu; die Wohnungen der Armen aber liegen gleich darneben, und sehen höchst armselig aus. Nach Glasfenstern sieht der Reisende sich vergebens um; will man Licht im Hause haben, so müssen die schwerfälligen hölzernen Fensterladen aufgemacht werden, und ist das Wetter so schlecht, daß man sie zuhalten muß, so kann man sich nichts Freudenloseres denken, als diese Behälter, in denen Elend und Schmutz ihr unbestrittenes Reich haben. Die Straßen sind regelmäßig angelegt und durchschneiden einander gewöhnlich im rechten Winkel; einige darunter sind ziemlich breit.

In dem westlichen Theile der Stadt befinden sich zwei Chinesische Pagoden, und auch die Onamesen haben viele solche Tempel in verschiedenen Theilen der Stadt. In der Mitte liegt eine christliche Kirche, an welcher zwei Italienische Missionarien angestellt sind, die mehrere Schüler haben und Manchen bekehren. Die Zahl der Christen in Cochin-China überhaupt beträgt nach der Aussage des Vicekönigs und der Missionarien 70,000; in der Abtheilung Don-nai aber 16,000. Alle gehören zur Römisch-Catholischen Kirche. Die Onamesen haben keine Thürme an ihren Pagoden; die Glocken, deren man gewöhnlich 2 bis 4 von verschiedner Größe an jedem gottesdienstlichen Gebäude antrifft, hängen unter hölzernen Ge-

stellen vor dem Eingange und werden nie gezogen, sondern mit der Hand gestoßen. Sie sind anders geformt als die Europäischen, und haben mehr die Form eines stumpfen Kegels.

An beiden Enden der Stadt längs des Flußufers zieht sich eine lange Reihe hübscher Gebäude hin; dieß sind die Reißmagazine, da die Exportation desselben ein königliches Monopol und bei Strafe der Enthauptung verboten ist. Jedem abreisenden Schiff wird eine gewisse Quantität als Mundvorrath mitzunehmen gestattet, die im Verhältnisse zu der Mannschaft und der vermuthlichen Länge der Fahrt steht. Kurz vor unserer Ankunft waren der Capitän und die Officiere einer großen Siamesischen Junke, die wir in einer Bucht des Flusses sahen, deßhalb hingerichtet worden, und das Schiffsvolk befand sich noch immer im Gefängniß.

In dem nördlichen Theile der Stadt ist ein etwa zwei Engl. Meilen langer und $^3/_5$ Meile breiter Platz zum Begräbnißorte bestimmt, und die Gräber haben, wie die der Chinesen, die Form eines Pferdehufes. Rings herum ist der Platz, wie mehrere Straßen in der Vorstadt, mit dem Palmarien-Baum bepflanzt. Nach Nordosten zu am Ufer einer tiefen Bucht befinden sich die Schiffswerfte und das Seearsenal, wo zur Zeit der Empörung einige große Kriegsjunken gebauet wurden, so wie auch zwei Fregatten nach Europäischer Bauart, unter Leitung von Französischen Officieren. Diese Einrichtung macht den Onamesen mehr Ehre, als irgend sonst etwas in ihrem Lande, und sie kann in der That mit vielen ähnlicher Art in Europa wetteifern. Große Schiffe wurden gerade nicht gebauet, aber die vorräthigen Materialien, besonders das Schiffsbauholz, und die Planken, übertrafen Alles, was ich je in der Art

gesehen. Ich maß eine dieser letztern und fand sie 109 Fuß lang, mehr als 4 Zoll dick und bis zur Spitze hin, wo sie 2 Fuß breit war, völlig gleich. Sie wurde aus dem Stamm eines Tekbaums gesägt, und ich glaube, es giebt nirgends in der Welt weiter solche gigantische Waldbäume als in Cochin-China. Ich sah dort einen Baum, der den Hauptmast zu einem Linienschiffe abgegeben hätte und ganz ohne Knoten war, und dieß soll gar nicht ungewöhnlich seyn. Etwa 150 recht schön gebauete Galeeren lagen unter Schoppen; sie waren 40 bis 100 Fuß lang, und einige darunter hatten 16 Kanonen von dreipfündigem Caliber. Andere hatten 4 oder 6 4 bis 12pfündige Kanonen, alle von Erz und sehr schön. Außer dieser waren noch 40 andere Galeeren flott, und bereiteten sich eben zu einem Streifzug, den der Vicekönig bei der Rückkehr von Hué den Fluß aufwärts zu machen gedachte. Die meisten von diesen waren mit Vergoldung, Schnitzwerk und bunten Flaggen geschmückt, und boten ein sehr munteres und gefälliges Schauspiel dar. In Hinsicht der Seebaukunst sind die Onamesen sehr geschickt und führen ihre Arbeit sehr sauber aus.

Das in den südlichen Provinzen benutzte Eisen wird gewöhnlich in Blöcken aus Siam gebracht und ist sehr dehnbar und biegsam; ein härteres und spröderes wird in der nördlichen Abtheilung des Landes, die an Tunkin grenzt, gewonnen, und ist dort mehr in Gebrauch. Früher war eine Kanonengießerei in Saigon unter Leitung des Bischofs Adran, und die Ruinen einer andern stehen noch immer in der Stadt Don-nai. In Hué ist eine in vollem Gange, wo Kanonen von jedem Caliber aus Erz gegossen werden; auch wird Kupfer an der Grenze

von Tunkin gefunden, so wie Lapis calaminaris in großer Menge.

Die Stadt Saigon hatte früher einen weit geringern Umfang, und dieser Theil derselben wird noch immer Alt-Saigon genannt; zeigt auch viel mehrere Spuren von Alterthum und einen bessern Stil in der Baukunst. Einige Straßen sind mit Fliesen gepflastert, und die Kaien von Feld- und Backsteinen ziehen sich wohl eine Engl. Meile längs dem Flusse hin. Früher befanden sich im östlichen Viertel, außer einigen Hütten für die Arbeiter, nichts als die Citadelle und das See-Arsenal; seit dem Ende der Bürger-Kriege aber hat man sich auch am andern Ufer der Bäche angebaut, an welchen sie liegt; diese Häuser umgeben jetzt die Citadelle und das Seearsenal.

Vom westlichen Theile der Stadt aus ist kürzlich ein 23 Engl. Meilen langer Canal gegraben worden, um eine Verbindung mit einem Arme des Cambodia zu Stande zu bringen. Dieser Canal ist durchaus 12 Fuß tief und etwa 80 Fuß breit, und wurde in dem kurzen Zeitraume von sechs Wochen durch ungeheure Wälder und Moräste zu Stande gebracht. Sechsundzwanzigtausend Menschen waren Tag und Nacht wechselsweise mit diesem ungeheuren Unternehmen beschäftigt, und 7000 Menschenleben wurden durch Anstrengung und darauf folgende Krankheiten hingeopfert. Die Ufer dieses Canals sind mit dem Lieblingsbaum der Onamesen, der Palmaria bepflanzt.

Die Citadelle von Saigon ist die erste Anhöhe, die man vom Flusse aus gewahr wird, nachdem man das Vorgebirge St. James verlassen, und diese ist auch nur 60 Fuß über die Oberfläche des Flusses erhaben; früher war es eine kegelför-

mige, mit Wald bedeckte Höhe. Der Großvater des jetzigen Monarchen ließ den Gipfel abtragen und ebnen, und rings um das Ganze einen tiefen Graben ziehen, der durch einen Canal aus dem Flusse versorgt wurde. So liegt sie ganz vortrefflich zur Vertheidigung, und würde, in gehörigen Stand gesetzt, selbst gegen eine Europäische Armee eine lange Belagerung aushalten. Die Mauern wurden in dem Bürger-Kriege zerstört, später aber besser wieder aufgebaut. Das Land rings umher ist sehr wasserreich, und die Stadt ist in verschiedenen Gegenden von Buchten durchschnitten, über welche Brücken, aus einem einzigen großen Brette bestehend, geschlagen sind.

Saigon liegt einige Meilen von da, wo die Schiffahrt auf diesem Arm des Don-nai aufhört. Dort wird sie durch Untiefen und Sandbänke unterbrochen; die kleinen Schiffe des Landes fahren aber sehr weit in das Innere, so wie auch auf dem Flusse an der Südseite der Stadt, der, in Verbindung mit dem neuen Canal, die Flüsse Cambodia und Donnai verbindet, und ebenfalls nicht mehr als 12 Fuß Tiefe hat.

Bei unserer Rückkehr an Bord fanden wir einige Officiere, welche uns meldeten, der folgende Tag sei von dem Gouverneur zur Schiffsausmessung bestimmt. Es sei dieß, fügte man hinzu, eine nicht zu unterlassende Ceremonie, und man erwarte, daß wir bereit seyn würden, die uns bei dieser Gelegenheit besuchenden Beamten zu bewirthen. In dieser Noth zogen wir Joachim und Pasqual zu Rathe, und erfuhren, daß wir nicht umhin könnten, nachzugeben. Es wurden daher unter Aufsicht von Pasquals Frau Zurüstungen getroffen, die bei der Gelegenheit eine Menge Schüsseln aller Art zum Vor-

schein brachte, so wie auch allerlei Gebackenes und Früchte. Die Besorgniß, daß diese gewürzten Speisen nicht minder hitzige Getränke erforderten, bestätigten unsere Dollmetscher und versicherten, daß eine Weigerung sehr beleidigen würde. Wir kauften daher, um unsern eignen Vorrath nicht zu sehr zu erschöpfen, etwas Brantwein, und mischten ihn mit Europäischem Likör, was wir später immer thaten, aber doch die Vorsicht dabei beobachteten, es nicht eher zu thun, als bis sie anfingen, benebelt zu seyn, damit sie den Betrug nicht merkten.

Den getroffenen Einrichtungen gemäß erschien Sonntag Morgens am 10. October eine Flotte von Böten mit Personen von verschiedenem Range. Der schon erwähnte Commissär, der kein so arger Spitzbube war als die Uebrigen, erschien zuerst; ihm folgte der Zolleinnehmer, dessen Miene uns nichts Gutes versprach und dessen Benehmen auch völlig mit unsrer Erwartung übereinstimmte. Hierauf kamen viele Andere von verschiedenem Range, die mit ihrem langen Gefolge von Dienern das ganze Verdeck anfüllten.

Nach der ersten kurzen Begrüßung verlangten sie sogleich Likör, den wir herbei brachten, um ihrer bald los zu werden, konnten sie aber dennoch erst nach einer langen, lauten Berathung vermögen, ihre Operationen anzufangen, nach deren Beendigung wir an die Krone, die Beamten und die sie begleitenden Soldaten zusammen 1627 Dollars 45 Cent. zu bezahlen hatten. Andere Erpressungen als Sagouetes oder Geschenke u. s. w. brachten das Ganze auf mehr denn 2700 Dollars, die der Franklin, ein Schiff von 252 Tonnen, allein bezahlte. Als das Messen beendigt war, was nicht ohne viel Zank geschah, indem der Brantwein den Commissär uns günstig, den Ein-

nehmer ungünstig gestimmt hatte, verzehrten sie den Rest der für sie zubereiteten Speisen, und begaben sich darauf an Bord des Marmion, wo sie dasselbe Geschäft vollführten. Um 4 Uhr schied Alles bunt durch einander zu unserer großen Erleichterung; doch kostete es noch viel Zeit und Mühe, die Reinlichkeit einigermaßen auf dem Schiffe wieder herzustellen.

Am folgenden Tage machten wir dem Gouverneur wieder unsere Aufwartung, um wegen der Sagouetes mit ihm zu sprechen. Dießmal wurden wir ins Innere des Hauses geführt, wo wir ihn in einem großen Zimmer fanden, welches eine kleine Bibliothek, ein Lager neben demselben, eine kleine Erhöhung, auf welcher er saß und einigen Chinesischen Hausrath enthielt. Er hatte bei dieser Gelegenheit nur zwei Knaben bei sich, von denen einer ihm Kühlung zufächelte. Er empfing uns huldreich, ließ uns niedersetzen, und wie gewöhnlich Thee, Gebackenes und Areca vorsetzen, und nachdem er einige Fragen an uns gethan, brachten wir unser Anliegen vor, worauf er uns berichtete, daß ein unveränderliches Gesetz im Königreich diese Dinge anordne, und er dürfe nicht das Geringste daran ändern, besonders da so viele andere Beamten dieselben mit ihm theilten. Als wir uns entfernen wollten, wurde uns noch gemeldet, daß der Gouverneur einen Courier an den König schicke und zu wissen wünsche, ob wir ihm ein Geschenk mitzuschicken gedächten; wir bejahten dieß, und da wir wußten, daß sich ein Französischer Marine-Officier im Dienst dieses Königs befand, so baten wir um Erlaubniß, ihm zu schreiben, welches uns auch gewährt wurde.

Bei unserer Rückkehr an Bord schrieben wir einen Französischen Brief an Herrn Vannier, des Königs Admiral zu

Hué, worin wir ihn um seine Unterstützung baten, und daß er suchen möchte, uns einen Nachlaß der Sagouetes zu verschaffen; zugleich baten wir ihn, Sr. Majestät einen eleganten Säbel zu überreichen, welcher den Brief begleitete, nebst ein Dutzend Flaschen Senf; letzteren aß der König besonders gern, wie wir schon im vorigen Juni in Turon erfahren, und uns daher in den Philippinen mit diesem Artikel versehen hatten. Auch ergetzten sich die Dollmetscher und Beamten, die den nächsten Tag das Geschenk für den König abholten, nicht wenig an dem schönen Glanze und den Verzierungen des Säbels.

Kaum hatten diese sich entfernt, so kam wieder eine Schaar Weiber und bot uns Zucker, Seide, Baumwolle und andere Artikel zum Verkauf an, ohne jedoch Proben mitzubringen. Mit Erstaunen fanden wir, daß der Artikel Zucker, nach dem wir am meisten gefragt hatten, seit unserer Ankunft 80 bis 100 Procent gestiegen war, dahingegen andere Artikel sich so ziemlich gleich blieben. Als wir dieß merkten, erkundigten wir uns mehr nach Seide, Baumwolle, Gummi und anderen Dingen, von denen wir ihnen Proben zu bringen befahlen, nachdem sie uns die Preise gesagt hatten. Nach langem Hin- und Herreden, wobei wir uns vollkommen von den Ränken und der Raubgier der Kaufleute überzeugten, gingen sie fort und versprachen, den nächsten Tag wieder zu kommen. Hierin hielten sie auch Wort, brachten aber keine Proben mit, sondern meldeten uns, die Artikel, nach denen wir gestern gefragt, wären 50 Procent im Preise gestiegen. Es würde langweilig für den Leser seyn, wenn ich alle die Spitzbübereien und Plackereien erzählen wollte, die wir hier erfuhren. Der gänzliche Mangel an Treue und Glauben bei diesem Volke, ihre bestän-

digen Bemühungen, uns zu betrügen und zu übervortheilen, die langweiligen Formeln und Ceremonien bei jedem Geschäft, die Ungewißheit der wirklichen Vollziehung eines Handels, so lange noch kein schriftlicher Contract gemacht worden ist, den sie nie eher schließen, als bis jeder Kunstgriff erschöpft ist, mehr zu gewinnen, alle diese Plackereien verbunden mit dem habsüchtigen, treulosen, despotischen und dem Handel ganz zuwiderlaufenden Character der Regierung, werden, so lange diese Ursachen bestehen, nicht leicht mercantilische Abenteurer nach Cochin-China locken. Aus diesen Gründen haben die Japaner und Portugiesen aus Macao den Handel mit diesem Lande aufgegeben, und selbst mit China und Siam nimmt ihr Verkehr täglich mehr ab. Kein Fremder kann überdieß den jetzt so armseligen Zustand dieses von Natur so schönen Landes anders als mit tiefem Bedauern und Mitleid betrachten.

XVI.

Fortsetzung der Beschreibung von Saigon. Hué.

Das Clima von Cochin-China ist schöner als ein anderes der heißen Zone, indem die periodischen Winde es überall abkühlen. Die Winter sind ungewöhnlich kalt für die Breite, in der es liegt, und die scharfe Bergluft befördert Gesundheit und Wohlbefinden gar sehr. Die vielen Flüsse und Quellen, die es besitzt, sind als Mittel zur Beförderung des Ackerbaues und des inneren Handels sehr wichtig. Der Reichthum an schönen Baien, Häfen und Flüssen, und die Sicherheit und Leichtigkeit der Fahrt auf den Küsten, würde ihnen für den Seehandel ein entschiedenes Uebergewicht vor vielen andern Ländern

geben; und was die natürlichen Producte des Bodens und der angrenzenden See betrifft, so würde es sowohl in Hinsicht der Güte als des Reichthums hierin von keinem Orientalischen Lande übertroffen. Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andere Metalle. Die Wälder liefern außer den verschiedenen Arten wohlriechender Hölzer, als Adler- und Rosenholz und anderer, auch Eisenholz, verschiedene Arten des Firnißbaumes, den Pechbaum und den Gummibaum, das Bambus- und das Spanische Rohr, außer einer großen Menge Hölzer, die zum Färben, zum Bauen und zu mechanischen Künsten nützlich sind. Auch bringt das Land Zimmt, Honig, Wachs, Pelzwerke mancher Art, Areca, Betel, Taback, Baumwolle, Seide, Zucker, Moschus, Cassia, Cardamomen, etwas Pfeffer, Indigo, Sago, Elfenbein, Goldstaub, Rhinoceros-Hörner und sechs verschiedene Arten von Reiß hervor. Die vier letzten Artikel sind königliche Monopole. Der Maulbeerbaum, die Nahrung des Seidenwurms, wächst wild, sehr üppig und in großer Menge; es kann daher viel Seide gewonnen werden. Auch viele Arzneipflanzen und Wurzeln werden hier erzeugt; es wurden mir Proben von einigen Arten durch die Missionarien gebracht, worunter ganz vortrefflicher Galgant sich befand. Einige Schriftsteller haben auch der Muscatennuß und der Gewürznäglein als einheimisch in Cochin-China erwähnt; daß sie es nicht sind, kann ich nicht bestimmt sagen; indeß als ich den Eingebornen Proben zeigte, leugneten sie es, und sagten, die Siamesischen Junken brächten ihnen zuweilen diese Artikel. Pfeffer wächst in den mittlern Provinzen, jedoch in sehr geringer Menge, und kostet doppelt so viel als in Sumatra. Vogelnester werden auf und in der Nähe der Inseln längs der

Küste gesammelt, so wie auch gedörrter Fisch ein vortrefflicher Ausfuhr=Artikel ist, und auch viel im Lande verbraucht wird. Aus den mittleren Provinzen werden auch ansehnliche Quantitäten Salz exportirt. Der Firnißbaum wird sehr groß und giebt ein harziges Oel, das durch Einschnitte in die Rinde hervorquillt. Es ist ein sehr schätzbares Product, das man zu verschiedenen Zwecken braucht. Es läßt sich sehr leicht mit Farbe vermischen und ersetzt das Leinöl vortrefflich. Man muß sehr sorgfältig in Erhaltung dieses Artikels seyn, da er sich außerordentlich leicht entzündet; und die Magazine, die diese und andere brennbare Pflanzen=Extracte enthalten, sind auf Balken von Bambus im Flusse erbaut. Die wohlriechenden Hölzer nehmen die Chinesen, welche dieselben, wie das Sandelholz, in ihren Tempeln verbrennen. Dieser letzte Artikel ist selten in Cochin=China. Der wohlbekannte Gummibaum wächst in großer Menge in Cambodia. In seinem flüssigen Zustande läßt man ihn in Bambusastlöcher fließen, welches ihm die Cylindrische Form giebt, in der er bei uns eingeführt wird. Der Zimmt, der in China sehr hoch im Preise steht, ist von vorzüglicher Güte, aber nicht in großer Menge vorhanden. Die Arecanuß wurde früher in großer Menge aus Cochin=China ausgeführt, jetzt aber weniger; in der Abtheilung Don=nai wächst sie wild. Die Baumwolle ist weiß, aber von kurzem Faden; etwas von diesem Artikel geht nach China. Auch fanden wir gute rohe Seide auf dem Markte; aber die Ränke der Chinesischen Handelsagenten verhinderten uns, davon zu bekommen. Zuckerrohr wächst hier sehr üppig; man hat zwei Arten davon; die eine ist groß, hoch und sehr saftig; wir trafen eine sehr große Menge auf den Märkten an, welches von den Einwohnern roh gegessen wird. Die kleinere

Art aber enthält mehr Zuckerstoff, und aus dieser wird auch der Zucker am meisten bereitet. Das Pikul Zucker wiegt ohngefähr 200 Englische Pfund, oder ein Drittel mehr als der Pikul in andern Fällen, wo er nur 150 Englische Pfund enthält. Die Indigopflanze wächst in großer Menge und das Product derselben wird flüssig auf den Markt gebracht, da die Eingebornen die Kunst der weitern Behandlung nicht verstehen; diese Flüssigkeit wird jedoch bald unbrauchbar.

Da der Reiß ein so nöthiges Mittel zum Lebensunterhalt der Eingebornen ist, so wird mehr Fleiß auf den Anbau desselben gewandt, als auf irgend einen andern Artikel im Lande. Es giebt sechs verschiedene Arten von Reiß in Cochin-China; von fünfen derselben verschaffte ich mir Proben und brachte sie in die Vereinten-Staaten; unglücklicherweise aber zerstörte mancherlei Ungeziefer den Keim derselben. Von einer Art ist der Kern lang, mehlig und dicht; dieser wird gewöhnlich zu Whisky verbraucht. Eine andere Art, welche klein, lang und halbdurchsichtig ist, soll sehr zart und nahrhaft seyn. Eine dritte Art hat eine dünne, rothe Hülse, und da diese hie und da beim Aushülsen abgestoßen wird, so sieht sie roth und weiß aus; diese Art riecht sehr gut und wird sehr geschätzt. Noch eine andere Art mit einem kurzen runden Kerne wird gewöhnlich zum Kochen gebraucht. Außer diesen Arten, die in Niederungen wachsen, haben sie noch zwei Arten Bergreiß, von denen die eine ein sehr schönes, feines und schneeweißes Kraftmehl giebt, das sie zu den früher erwähnten Kuchen und anderen Arten von Confect benutzen. Diese beiden letzten Arten geben nur eine Erndte des Jahres; einige von den andern zwei und einige gar fünf Erndten in zwei Jahren.

Man erzählte mir früher, der Caffeebaum sei einheimisch in Cochin-China, und es würde viel Caffee dort gebaut; das ist aber ein großer Irrthum. Einige von den Missionarien haben ein Paar Bäume in ihren Gärten, die sie sich aus Java verschafft haben, und die ihnen höchstens ihren eignen Bedarf liefern. Ich erhielt in Saigon etwa vier Pfund von einem Missionar, jedoch in der Hülse, zum Geschenke, welches, wie jener sagte, ungefähr der funfzigste Theil von dem wäre, was in diesem letzten Jahre in der Provinz gewonnen worden. Die Onamesen haben meistens eine große Abneigung gegen dieß Getränk. Wegen des Zusammenflusses von Fremden in der Nähe des Hofs wird in der Abtheilung Hué etwas mehr als anderswo gebaut, aber immer nur in Gärten.

Auf die Ausfuhr des Zuckers und einiger anderen Artikel stehen gar keine Abgaben, und auch bei denen, die verzollt werden müssen, sind sie nur gering.

Von Hausthieren haben die Onamesen kleine, aber starke und muntere Pferde, doch sind sie etwas stätig, die Eingebornen aber ziemlich gute Reiter; sie putzen ihr Geschirr mit Kauris, buntfarbigen Streifen Tuch und Metall verschiedener Art aus, besonders Erz. Esel und Maulesel sahen wir nirgends, Büffelochsen und anderes Rindvieh in großer Menge. Die Eingebornen ziehen indeß das Schweinefleisch vor, so daß das Rindfleisch allein den Chinesen zu Theil wird. Ungeachtet der großen Menge des Rindviehs kennen die Eingebornen den Gebrauch der Milch nicht.

Schweine von der berühmten Chinesischen Zucht sind in großer Menge, und Schweinefleisch und Speck bedeutende Aus-

fuhr-Artikel nach China. Ziegen sahen wir wenig, und diese mager und armselig. Enten und Hühner sind zahlreich vorhanden, zahme Gänse schon weniger, dagegen aber Pfauen, Fasanen und Rebhühner; die beiden ersteren sind zahm. Es ist fast unmöglich, sich den Reichthum von Wild in Don-nai zu denken; Rehe und Antilopen sind täglich auf den Märkten zu finden, zuweilen auch Hasen; dabei ist dieses an Flüssen so reiche Land das wahre Paradies der Wasservögel aller Art, indeß die Gebüsche und Reißpflanzungen mit Körner fressenden Vögeln angefüllt sind. Die Wälder und Berge dagegen wimmeln von Tigern, Nashörnern, Elephanten u. s. w.

Alle diese Thiere werden von den Eingebornen gejagt; der Tiger wegen seiner Haut, der Elephant wegen seiner Zähne, das Rhinoceros seines Hornes wegen; doch sind diese nebst dem Elfenbein, wie schon gesagt, ein königliches Monopol. Um die Güte des Rhinoceros-Hornes zu beurtheilen, pflegen die Chinesen, welche diesen Artikel meistentheils kaufen, die Höhlung, die sich unten am Horne befindet, vor das Ohr zu halten, und je lauter das Sausen ist, je besser soll das Horn seyn. Die Onamesen machen ein großes Wesen aus der unwiderstehlichen Kraft und der erstaunlichen Schnelligkeit des Rhinoceros. Sie sagen, es bewege sich so schnell, daß das Auge ihm fast nicht folgen könne, und stieße dabei Felsen, Mauern und große Bäume wie eine Kleinigkeit um, so daß man den Pfad, den es genommen, leicht an den zurückgelassenen Trümmern erkennen könne. Der gewöhnliche Tiger in Cochin-China wird nicht sehr gefürchtet, aber der Königstiger ist ein schreckliches Thier. Der Gouverneur schenkte jedem Befehlshaber des Schiffs einen, und wir sperrten sie in sehr starke Käfige von Eisenholz. Der

meinige war ein schönes etwa zweijähriges Weibchen, das ich indeß auf dem Rückwege todtschießen mußte, weil mir bei dem schlechten Wetter der Vorrath an Hunden und Ziegen, die ich für sie mitgenommen hatte, ausgegangen war.

Mit diesem Thiere begegnete mir etwas Merkwürdiges, was sonst nur von Löwen erzählt worden ist. In Saigon, wo nichts wohlfeiler und häufiger zu haben war, als Hunde, wurde ihr täglich ein lebendiger vorgeworfen; einer von diesen fing auf einmal ein fürchterliches Geheul an und schnappte der Tigerin nach der Nase, daß das Blut herausfloß. Diese aber schien sich an der Wuth des kleinen Thieres zu ergetzen und sein Betragen als Spiel aufzunehmen, so daß sie sich bald nach Art der Katzen, wenn sie spielen, hinstreckte, bald andere Bewegungen machte, bis der Hund endlich des Bellens müde war; hierauf fing sie an, ihn zu liebkosen, und bald waren sie so vertraut, daß sie sich mit einander hinlegten und schliefen. Seit dieser Zeit waren sie beide unzertrennlich; es wurde eine kleine Oeffnung in den Käfig gemacht, wodurch der Hund ein- und ausging, ihn aber selten verließ, und mehrmals machten wir den Versuch, der Tigerin einen fremden Hund zu zeigen, wobei sie sogleich ein großes Verlangen äußerte, ihn zu verzehren. Warfen wir ihr aber ihren Liebling hinein, so fuhr sie zwar schnell über ihn her, erkannte ihn aber augenblicklich und liebkosete ihn mit vieler Zärtlichkeit.

Der König soll in Hué einige weiße Elephanten haben; doch habe ich in dieser Gegend keine gesehen. Die Elephanten werden zuweilen gegessen, doch nur von dem König und dem Adel, die überhaupt allein das Recht haben, sich ihrer zu bedienen.

Gerechnet wird in Cochin-China nach Quan, Tien oder Mace und Dong oder Sepecks. Der Sepeck ist eine kleine Münze von einem gemischten Metall mit einem viereckigen Loche in der Mitte. Diese werden auf eine Schnur gereihet, die gewöhnlich aus den Fasern des Ananasblattes verfertigt wird. Da ihrer 60 eine Mace ausmachen und 10 Mace oder 600 Sepecks einen Quan, so theilt man die Schnur in der Mitte durch einen Knoten und reihet 5 Mace oder 300 Sepecken auf jede Seite und bindet die Enden zusammen. Der Quan und Mace bestehen nur in der Einbildung. Die Besitzer dieses Geldes erleiden großen Verlust; denn die Composition, aus der sie bestehen, ist sehr spröde, so daß die Stücke beständig abbröckeln, und da es keine Banken, noch andere öffentliche Anstalten giebt, das Geld zum Verwahren zu geben, so vergraben sie es gewöhnlich in die Erde, wodurch es noch zerbrechlicher wird. Es ist überdieß sehr unbequem wegen seiner Schwere; denn, wenn es neu ist, müssen 42 Quan (21 Dollar) ein Pikul (150 Pfund) wiegen. Sie haben auch gegossene Gold- und Silber-Münzen; eine Art derselben gilt 28 Quan, eine andere 27 Quan. Auch diese zeichnen sich durch verschiedene Stempel aus. Eine dritte Art gilt 3 Quan und 5 Mace. So haben sie auch eine goldne Münze von demselben Gewicht und verhältnißmäßigem Werthe, und noch eine andere doppelt so große und theure; diese ist jedoch selten. Mit dieser Art Münzen muß man sich jedoch sehr vorsehen, weil der Stempel derselben häufig geändert wird. Dadurch verliert nun freilich die Münze an Gewicht nichts; auch sind es nur einige Schriftzüge der Umschrift, die nach Willkühr des Monarchen verändert werden; doch gelten nur die zu-

letzt gestempelten, da hingegen die ältern 20 bis 30 Procent verlieren, und nach einem königlichen Edict in die Münze zurückgeliefert werden müssen. Kann man sich wohl etwas Ungerechteres und Unmoralischeres denken, als diese Art, seine Einkünfte zu vermehren!

Cochin-Chinas Handel steht jetzt nicht mehr in Verhältniß zu seinen Hülfsmitteln und früherem Verkehr. Aller im Jahr 1819 gebaute Zucker, der im Lande verbrauchte abgerechnet, und zwar nicht bloß in der Abtheilung Don-nai, sondern nördlich bis zur Stadt Nhiatrang hinauf (also ein Strich von etwa 70 Seemeilen von der Küste an) wurde von unsern beiden Schiffen aufgekauft, und belief sich auf wenig mehr als 2000 Pikul. Nur drei Chinesische Junken waren in diesem Jahr in Saigon, und ihre ganze Ladung betrug noch nicht 100,000 Dollars an Werth. Im Jahr 1805 lagen zwölf große Chinesische Junken und vier Schiffe aus Macao in Saigon; mit diesem letztern Handel aber ist es ganz aus. In Turon und Hué lagen, während wir uns in Saigon befanden, zwei Französische Schiffe, die nach einem Aufenthalt von 5 Monaten dort nur eine halbe Ladung von Zucker und etwas roher Seide mitnehmen konnten. Der Handel mit Siam ist von geringem Werthe, und die Importen von da bestehen aus etwas Eisen in Klumpen, zuweilen etwas Gewürz mit einigen andern geringfügigen Artikeln, wogegen sie etwas Zucker, Thee aus Hué u. s. w. mit fortnehmen. Der Küstenhandel scheint freilich sehr thätig betrieben zu werden; doch scheint das freilich nur von Bedeutung, weil die Ladungen keinen sonderlichen Werth haben, und in getrocknetem und gesalzenem Fisch, eingepökeltem Schweinefleisch, Salz

u. s. w. bestehen; dabei ist jedes dieser Schiffe verbunden, einen gewissen Theil der Fracht unentgeltlich für den König mitzunehmen, welches gewöhnlich Reiß und andere Lebensmittel für seine Truppen, Holz und andere Baumaterialien, Kriegsvorräthe für die Garnisonen u. s. w. zu seyn pflegen, und dennoch werden dieselben schweren Abgaben nach dem Maße der Schiffe gefordert, so daß diese Unglücklichen zu allerlei Erfindungen ihre Zuflucht nehmen müssen, um diesen Erpressungen zu entgehen.

Die Onamesen verfertigen einige grobe seidene Zeuge, die sie fast immer schwarz färben; doch verstehen sie nicht die Kunst, ihnen zum Gebrauch ein hübsches Ansehen zu geben, so daß die meisten Kleider aus China fertig eingeführt oder von Chinesen im Lande verfertigt werden. Ihr Zucker, der früher raffinirt und sehr geschätzt wurde, kommt jetzt roh auf den Markt und noch dazu in geringer Menge. Die Ursache aller dieser Uebel ist leicht in der tyrannischen Regierungsform zu finden. Der König ist ein eifersüchtiger, geld- und ehrgeiziger Militär-Despot, und besitzt die unbeschränkteste Gewalt, was einen feilen, treulosen und Gewaltthaten begehenden Adel und folglich ein unwissendes und sittenloses Volk ohne Rechtlichkeit und Industrie hervorgebracht hat.

In Cochin-China ist Jedermann Soldat. Handelsverrichtungen liegen den Weibern zur Last, die außerdem auch das Land bebauen, den Fluß befahren, allerhand Arbeit verrichten und einige seidene Zeuge verfertigen. Die im Königreiche zerstreuten Chinesen nehmen indeß Theil an den mercantilischen Geschäften, und treiben manche andere niedere Geschäfte. Von diesem betriebsamen und unternehmenden Volke werden

auch die Geschäfte der Fleischer, Schneider, Zuckerbäcker und Hausirer in Cochin-China getrieben; man trifft sie auf jedem Markte, in jeder Straße mit ihrer biegsamen Stange über die Schulter an, von deren beiden Enden ein Korb mit ihren Waaren herabhängt; sie sind auch die Geldwechsler, und ein großer Theil des baaren Geldes im Lande geht durch ihre Hände. Vieles Küchengeräthe wird ebenfalls aus China eingeführt, von wo sie auch ihr Porzellan, ihren Thee, viele Arzeneien und überhaupt fast jede Bequemlichkeit, die sie haben, ziehen. Die Chinesen liefern ihnen auch das Goldpapier, das sie bei festlichen Gelegenheiten in ihren Tempeln verbrennen.

Der Tod des Bischofs Adran, nach Beendigung der Bürgerkriege, war ein großes Unglück für das Land; manche gute Einrichtungen, die er getroffen, sind schon wieder zu Grunde gegangen. Die Sitten des Volks, die nothwendig während der langen innern Unruhen verderbt werden mußten, fingen wieder an, sich zu veredeln, und Handel, Ackerbau und Künste an, zu blühen; es ist traurig, wenn man bedenkt, in wie schneller Zeit dieß Alles wieder verging, und welche Veränderungen in wenigen Jahren sich zutrugen. Der Monarch setzt noch immer mit gleicher Verblendung seine ehrgeizigen Eroberungspläne fort. Jedes Jahr findet er irgend einen Vorwand zum Streit mit den Tunkinesen, denen er große Stücke Landes entrissen hat. Jetzt treibt ihn sein Ehrgeiz nach Siam, und die Eröffnung des neuen Canals, sowie andere damals vorliegende und jetzt ausgeführte Pläne zeigen seine Absichten auf jener Seite. Auch vergißt er seine eigene Sicherheit nicht, sondern ist beständig geschäftig, sich in Vertheidigungs-Zustand zu setzen. Vielleicht hat das Unglück seiner Familie ihm Mißtrauen gegen seine eignen

Unterthanen gegeben. Die königliche Stadt Hué, sein beständiger Wohnort, ist seit zwanzig Jahren der größte Gegenstand seiner steten Sorgfalt; während dieser Zeit hat er unermeßliche Summen verschwendet und das Leben von Tausenden seiner Unterthanen dadurch hingeopfert, daß er sie ohne Unterlaß auf den Wällen arbeiten ließ. Es ist allerdings ein ungeheures Werk, das selbst in Europa dafür gelten würde. Sie liegt an einem durch Dämme begrenzten Fluß, der nur bei hohem Wasserstande für große Schiffe fahrbar ist, und ist mit einen Graben umgeben, der 9 Engl. Meilen lang und 100 Fuß breit ist. Die Mauern sind von Backsteinen mit einem Mörtel erbaut, in welchem Zucker das Haupt-Ingredienz ist, und 60 Fuß hoch. Die steinernen Thorpfeiler sind 70 Fuß, und über die Bogen, die aus demselben Material bestehen, erheben sich 90 bis 100 Fuß hohe Thürme, zu denen man auf einer hübschen Treppe auf beiden Seiten des Thores innerhalb der Mauer gelangt. Die Festung ist von viereckigter Form und hat vierundzwanzig Bastionen, jede mit sechsunddreißig Kanonen, unter denen die kleinsten Achtzehnpfünder, die größten Achtundsechzigpfünder sind, und zwar alle aus des Königs eigner Kanonengießerei. Die ganze Anzahl der montirten Kanonen wird sich, wenn die Werke erst fertig sind, auf 1200 belaufen. Die Casematten im Fort sind bombenfest; 100,000 Mann sind beständig in den Werken beschäftigt, und wenn Alles fertig ist, was jetzt bald der Fall seyn wird, werden 40,000 Mann Garnison darin nöthig seyn.

Der König hat auch eine Flotte von Galeeren in Hué, und 1819 wurden ihrer noch zweihundert gebaut, worunter einige mit vierzehn Kanonen.

Das Volk hat eine große Fassungsgabe und eine große Anlage zur Erlernung von Künsten und Wissenschaften, und mit Ausnahme der kleinen Küstenfahrzeuge, die noch immer ganz nach alter Art gebaut worden, haben sie unter Leitung der Franzosen große Fortschritte in der Schiffsbaukunst, sowie in der Kriegskunst im Allgemeinen und den damit verbundenen Manufacturen gemacht. Dieß setzt es außer Zweifel, daß kein physischer Mangel sie auf einer niedrigen Stufe erhält, indeß das Zeugniß der Reisenden in Hinsicht auf sittliche Characteristik zeigt, daß sie unter einer milden und billigen Regierung ein wohlwollendes, gastfreies, lebhaftes, rechtliches, betriebsames Volk seyn würden.

Cochin=China ist vielleicht unter allen Mächten in Asien am meisten zu Seeunternehmungen geeignet, sowohl wegen seiner örtlichen Lage in Hinsicht der andern Mächte, als wegen der Leichtigkeit, sich eine mächtige Flotte zum Schutz seines Handels zu verschaffen, ferner wegen seiner vortrefflichen Häfen und der Natur seiner Bewohner an der Küste, indem die Onamesen den Chinesen als Matrosen völlig gleichkommen.

Ein Fürst, der sein und seines Vaterlandes Interesse verstände, würde, anstatt Städte, wie Hué, zu bauen, unterstützt durch eine bedeutende Seemacht, die zugleich auch sein Land von der See aus beschützen würde, seine reichen Hülfsquellen dem Ocean anverträuen; einige kleine Garnisonen würden das Innere hinreichend beschützen, das schon durch hohe und unersteigliche Berge und undurchdringliche Wälder vor feindlichen Einfällen gesichert ist; hierdurch würden die Bedrückungen aufhören, die dem Handel Fesseln anlegen, und indem er Nachbarn und Fremde Theil an den Segnungen nehmen ließe, zu=

gleich sein eignes Vaterland bereichern, und die Künste gesitteter Nationen in dasselbe einführen. Doch dieß wird wohl so bald nicht geschehen, denn der wahrscheinliche Erbe der Krone Onam ist ein geiziges, engherziges Geschöpf, und zwar der älteste Sohn des jetzigen Königs von einer Concubine, indem die Rechte der Erstgeburt hier über die einer gesetzlichen Ehe gehen. Der König hat jetzt nur einen ehelichen Sohn am Leben; denn der Prinz, welcher den Bischof Abran nach Frankreich begleitete, starb einige Jahre darauf an den Blattern. Mehrere von den Großen sind im Geheim gegen die Thronbesteigung dieses Prinzen, und sollen den jungen Prinzen begünstigen, der ganz das Gegentheil seines älteren Halbbruders seyn soll. In beiden Fällen sind die Aussichten für das Land sehr traurig; denn folgt der älteste Prinz, so wird das bisherige Regierungssystem gegen die Einheimischen wahrscheinlich fortgesetzt, Christen und Ausländer aber vertrieben oder ausgerottet werden, da er ein geschworner Feind beider ist. Wirklich war zeither die Furcht der Franzosen so groß, daß sie jetzt, da der König Altersschwächen zu fühlen anfängt, jede Gelegenheit ergreifen, das Königreich zu verlassen. Fände sich andererseits eine Partei zur Unterstützung der Ansprüche des jungen Fürsten, so würde wahrscheinlich eine Erneuerung des Bürger-Krieges die Folge davon seyn, und wer kann den Ausgang desselben voraussehen!*)

---

*) Der König ist seit dieser Zeit gestorben, was aber sein Tod für Folgen gehabt, ist uns zur Zeit noch nicht bekannt.

XVII.

Schilderung der Bewohner von Saigon. — Regierungsform.

Wir bemerkten keine Verschiedenheit an der Kleidung der Eingebornen in Saigon; auch ist überhaupt nicht viel Unterterschied in der Tracht der verschiedenen Geschlechter. Frauen von Range unterscheiden sich durch die Menge Kleider, die sie tragen, wovon immer eins kürzer, als das andere und von verschiedener Farbe ist, welches ihnen ein buntscheckiges Ansehen giebt. Wenn sie ausgehen, tragen sie einen Hut von Bambusfasern, der durch einen schönen Firniß wasserdicht gemacht wird. Unter dem Kinn wird er durch einen Bogen befestigt, der dem Griffe an einem Wassereimer gleicht. Einige von der höheren Classe haben diese Bogen von Horn, Ebenholz, Elfenbein und selbst von Silber oder Gold. Ihre Schuhe sind Chinesisch. Sie haben auch ihre Begleiter, die ein kleines, gewöhnlich von wohlriechendem Holze verfertigtes Kästchen tragen, welches mit Gold und Silber ausgelegt ist, und einige Fächer enthält, um Areca, Betel, Chunam u. s. w. hinein zu legen. Die jungen Mädchen in Cochin-China sind öfters hübsch, und sogar schön, ehe Zähne, Zunge, Gaumen und Lippen durch das abscheuliche Kauen Ekel erregen; doch fangen die Kinder beiderlei Geschlechts sehr früh mit dieser Unart an. Von Natur sind sie wohlgebildet; doch wird das Ebenmaß des Körpers gar sehr durch ihre schmutzigen Gewohnheiten entstellt, und eine Frau ist im dreißigsten Jahre schon ziemlich ekelhaft und im vierzigsten ganz unleidlich. In den höhern Ständen findet man doch hie und da Einige, die etwas reinlicher und folglich erträglicher sind.

Muth zeichnet die Bewohner dieses Landes eben nicht aus; sie suchen eher durch List, als durch Tapferkeit einen Vortheil zu erringen. Ihre Waffen bestehen in Schwertern, langen Speeren mit rothgefärbten Büscheln von Kuhhaaren, Luntenflinten und Musketen. Ihre Schutzwaffen sind Helme und Schilde, und angesehene Officiere tragen Panzerhemden.

Seit unserer Ankunft hatte der Regen fast nicht aufgehört, und das Land war ganz überschwemmt; diese Ueberschwemmungen des Flusses tragen sich alle Jahre um diese Zeit zu, und befruchten das Land gleich denen des Nils.

Bis zum 14. brachten wir unsere Zeit in Unterhandlungen zu, indem die Producte des Landes täglich im Preise stiegen. Endlich beschlossen wir, ein Haus in Alt-Saigon zu miethen, da wir erfuhren, daß die Supercargos der Schiffe aus Macao und die Chinesischen Junken ihren Aufenthalt hier aufschlügen, indem es der Hauptmarkt für den Handel in dieser Abtheilung des Landes sei. Wir mietheten nun ein Haus von der Wittwe eines Portugiesen aus Macao, und zwar für 300 Quan auf 3 Monate oder 600 Quan auf den Mousson oder das halbe Jahr, die gewöhnliche Art, Häuser an Fremde zu vermiethen. Dieß Haus lag am Ufer eines kleinen Flusses, welcher den südlichen Theil von Alt-Saigon bespült, an einem Kai von Backsteinen und einem Weg von etwa 12 Fuß zwischen dem Fluß und dem Geländer vor dem Hause, welches einen Hof von etwa 60 Fuß ins Gevierte einschloß. Das Gebäude war von Holz und mit Ziegeln gedeckt, vorn mit einer Veranda, unter der sich Erhöhungen befanden, mit Matten bedeckt; außerdem hatte es auch die schon erwähnten hängenden Zimmer.

Dem Fluß gegenüber befand sich ein Gut, das dem Gouverneur gehörte, wo er sich zuweilen aufhielt. Der Hof vor seinem Hause war mit hohen Mauern von Backsteinen umgeben; der Eingang auf einer Seite und auf jeder Seite des Pfades, der zum Hause führte, hatte eine erhöhte Terrasse mit einigen Gewächsen und Töpfen. Die Veranda, in der wir ihn bei einem Besuche trafen, war mit Marmorsteinen aus China gepflastert, ein Luxus, den wir zuvor noch nie in diesem Lande gesehen hatten. Wir hatten ein langes Gespräch mit ihm über Waaren, besonders über Zucker. Er schimpfte sehr auf die Verkäufer dieses Artikels, und rieth uns, nicht zu eilen, da sie sich, wie er sagte, doch endlich nach unserm Willen fügen müßten; denn wenn wir abreisten, ohne zu kaufen, so würde die Waare, die sie auf Borg aufgekauft hätten, ihnen liegen bleiben, und sie würden dann die Forderungen ihrer Gläubiger nicht anders befriedigen können, als wenn sie ihre Weiber und Kinder verkauften. Wir dankten ihm sehr für seinen gütigen und uneigennützigen Rath, entdeckten aber am folgenden Tage, daß der alte Schelm der Hauptzuckerhändler im Bezirke sei.

Sie wußten, daß wir in Hinsicht der Waaren ganz von ihnen abhingen, denn wir hatten uns dadurch, daß wir den Fluß herauf gekommen waren, gleichsam anheischig gemacht, die Abgaben, Geschenke u. s. w. zu bezahlen, und konnten nun nicht wieder abreisen, ohne wenigstens etwas Ladung mitzunehmen, wenn auch zu sehr hohen Preisen; wir fügten uns daher in Geduld, und unterhielten uns, so gut es gehen wollte, in unserer unangenehmen Lage. Unser Haus stieß an das unserer Wirthin, die eine Christin war, einige Zeit in Macao

gewohnt hatte, und Portugiesisch sprach. Am Tage nach unserm Einzuge lud sie uns zu sich, wo wir den Pater Antonio, einen der zuvor erwähnten Missionarien, trafen, einen etwa vierzigjährigen Mann von einnehmendem Gesicht und Wesen, obwohl sich in seinem Ausdruck starke Spuren des Italiänischen Characterzuges, List und Schlauheit, zeigten. Außer seiner Muttersprache und der Lateinischen sprach er nichts, als Onamesisch. Seine Kleidung war übrigens von der der Eingebornen nicht verschieden; aber auch in seinen Sitten zeigte er sich völlig gleich, und wir überzeugten uns bald, daß die Gesellschaft de propaganda fide einen sehr unwürdigen Diener zur Beförderung ihrer Absicht gewählt hatte.

Auch mit einem alten christlichen Eingebornen, Namens Polonio, der einige Jahre Bedienter des Bischofs Adran und zur Zeit seines Todes bei ihm gewesen war, machten wir Bekanntschaft. Er theilte uns Manches über diesen großen Mann mit, was sich auf seine Lebensart und seine hübsche Wohnung in Don-nai bezog, die jetzt in ein Salpetermagazin verwandelt ist, und woraus hervorging, daß in Hinsicht ihrer Bauart er die Europäische mit der des Landes vereinte, und sich dabei schöne Gärten, Parks u. s. w. in Europäischem Stile angelegt hatte. Er erzählte uns auch, der Bischof sei ein großer Jäger gewesen, und er habe ihn stets auf seinen Jagden begleitet; wirklich war er auch darin sehr geschickt, wie wir uns mehrmals bei unsern Jagdstreifereien davon überzeugten. Häufig pflegte dabei der alte Mann Stellen zu zeigen, die das Andenken an seinen verehrten Beschützer ihm werth machte. Hier, sagte er, stand eine von dem Bischof angelegte

Kanonengießerei; da liegen die Trümmer einer von ihm angelegten Schule; dort standen früher Salpeterwerke, die auf seinen Befehl errichtet waren, und jener christliche Tempel entstand und blühte unter seinen Auspicien! Nie sprach er dabei von seinem alten Herrn, ohne Thränen zu vergießen, und immer mit größtem Enthusiasmus, wie denn überhaupt alle Stände in Onam seinen Verlust tief betrauern. Sein Leichnam ruht in dem Garten vor seiner letzten Wohnung, und über dem Grabe erhebt sich ein Denkmal von Maurerarbeit, so gut es die Onamesische Baukunst aufweisen kann.

Bei einem von unsern Spaziergängen in der Umgegend der Stadt, am Ende eines romantischen Fußpfades, fanden wir mitten unter allerlei schönen Bäumen auf einem kleinen dem Anschein nach künstlichen Hügel die größte Pagode, die wir noch im Lande gesehen hatten. Sie war von Backsteinen mit Ziegeln gedeckt und in einem ganz andern Styl, als die in der Stadt. Sie zeigte Spuren von großem Alterthum, welches nebst einem gewissen Ansehn von Gothischer Größe und Druidenartiger Abgeschiedenheit ganz darauf berechnet war, unwillkührliche Ehrfurcht einzuflößen. Ein alter Priester mit einem grauen Barte, der sich jedoch sonst durch nichts von den Laien auszeichnete, kam uns einige Schritte entgegen, und empfing uns mit vieler Herzlichkeit, und als er von dem Dollmetscher erfuhr, daß wir den Tempel zu sehen wünschten, war er sogleich bereit, uns zu willfahren. Vor dem Gebäude hingen vier Glocken von verschiedener Größe, ganz wie ich sie schon früher erwähnte. Wir traten durch eine Thür in ein kleines Gemach, wo an den Wänden verschiedene Kleidungsstücke hingen; aus diesem gelangten wir durch eine Seitenthür in eine ge=

räumige Vorhalle, welche durch eine massive Scheidewand von polirtem Holz in Gitterwerk vom Schiff der Kirche getrennt war. Hier standen drei ungeheure Trommeln auf Gestellen und auf einem Tische ein kleines ehernes Götzenbild mit einem Elephantenrüssel, vor welchem ein ehernes Rauchfaß mit Lunten stand, von denen das eine Ende gebrannt haben mußte. Hierauf stieß der Priester eine große Thür in der Scheidewand auf und führte uns in den eigentlichen Tempel. Außer dem Lichte, was durch die Thür am Eingang eindrang, war es völlig dunkel darin; indeß vermochten wir uns doch zu überzeugen, daß die inneren Verhältnisse mit der Idee übereinstimmten, die man sich dem Aeußeren nach von ihm machte. Einige Gruppen von Götzenbildern, einige von ganz abscheulichen, andere von colossalen Verhältnissen, wurden durch die Dämmerung sichtbar, die sie noch abscheulicher zu machen schien, und die Erinnerung an diesen Anblick gleicht mehr einem unbestimmten fieberhaften Traume als der Wirklichkeit. Eine Beschreibung dieser Ungeheuer würde so überflüssig seyn, als eine Wiederholung dessen, was uns der Priester über ihre Abkunft, ihre Thaten u. s. w. erzählte. Sie wurden jedoch nicht eben mit großer Verehrung von diesem Tempelhüter behandelt.

Die Religion in Onam ist Polytheismus, wie man aus Obigem sieht. Die Basis ist Chinesisch, und Manches von den Gebräuchen des Buddhaismus darauf gepflanzt worden. Sie scheinen jedoch nicht an Seelenwanderung zu glauben, sondern an einen künftigen glücklichen Zustand, wo sie Reiß genug haben werden und keine Arbeit. Dieser Glaube ist allerdings nur unter den weniger Gebildeten gewöhnlich, indeß bestehen

ihre Vorstellungen von dem glückseligen Zustande eines andern Lebens doch größtentheils nur in sinnlichen Genüssen.

Bei unserer Rückkehr kamen wir durch eine Straße, die vorzüglich von Särgemachern bewohnt wurde. Die Särge sind ganz wie die der Chinesen, haben einen festen, gewölbten Deckel, und sind aus dem besten Material und sehr fest und dauerhaft verfertigt. Man hat sie beständig vorräthig und von allerlei Größe. Die es haben können, lassen sie von wohlriechendem Holze machen.

Die Neugier der Eingebornen belästigte uns sehr in unserer Wohnung, und wir hatten kein anderes Mittel, ihrem lästigen Zusehn und ihrem fast eben so lästigen Schwatzen zu entgehen, als die Einzäunung inwendig mit Matten beschlagen zu lassen. Dieß schützte uns jedoch sehr kurze Zeit; denn am folgenden Morgen fanden wir überall runde Löcher in die Matte geschnitten, durch welche ein Auge nach uns hinblickte.

Unsere Bekanntschaft mit Polonio und Pater Antonio verschaffte uns manche Nachricht über dieses Land, die unsere ungelehrten Dollmetscher und Andere, mit denen wir bisher verkehrt hatten, nicht im Stande waren, uns zu geben.

Die Regierung von Don=nai ist im Kleinen, wie die im ganzen Lande, und das Militär hat hier wie dort den Vorrang, indem der Vicekönig auch Anführer der Streitkräfte ist. Unter diesem steht die Justiz=Behörde, und an deren Spitze der jetzige Gouverneur (der eigentliche Vicekönig war damals an den Hof berufen worden, um sich wegen anonymer Anklage zu rechtfertigen, was ihm auch gelang), der von den Eingebornen Mandarin der Wissenschaften (Oung-quan-tung-

keon), der Vicekönig dagegen Oung-quan-tung-huva, oder Kriegsmandarin genannt wird. Alle andere Beamten werden ebenfalls dadurch bezeichnet, daß man das besondere Departement, welchem sie vorstehen, ihrem Titel beifügt; so zum Beispiel heißt der Aufseher der königlichen Elephanten, Mandarin der Elephanten. Wieder ein Anderer hat die Aufsicht über alles Holz, das Brennholz ausgenommen; dieser heißt Holzmandarin, und man kann nicht einmal ein Ruder auf dem Markte kaufen, ohne seine ziemlich schwer zu erlangende Erlaubniß. Dann ist noch ein Fremden-Mandarin, der in Saigon zugleich Marinecommissär war; ferner zwei Chinesen-Mandarine, die der Aussage nach den Supercargos dieser Nation in ihren Geschäften beistehen sollen, in der Wirklichkeit aber sie bewachen und hudeln. Hierzu kommen noch eine Unzahl von Unter-Beamten, welche alle von dem gefüttert werden müssen, der irgend ein Handelsgeschäft im Lande hat, und vernachlässigt man, nur den Geringsten zu gewinnen, so wird man gewiß die übelsten Folgen davon empfinden. In der Verwaltung der Justiz wird fast immer das Urtheil zu Gunsten dessen gesprochen, der am besten zahlt. Mord, welcher frühern Reisenden zufolge sehr ungewöhnlich in Onam war, ist jetzt sehr häufig, und Diebstahl ganz allgemein, obwohl Todesstrafe darauf steht. Alle Hauptverbrechen, Ehebruch ausgenommen, werden mit Enthauptung bestraft. Die Delinquenten werden auf die großen Bazars gebracht, auf welche sie, im Fall ihrer viele sind, vertheilt werden; Officiere zu Pferde und Soldaten zu Fuß, werden als Wachen allenthalben aufgestellt; die Verbrecher müssen in einer Reihe niederknien, jeder einige Schritte von dem andern entfernt, und eine an einem Pfahl befestigte

Tafel vor denselben giebt das begangene Verbrechen an. Der Henker hält sich indeß mit seinem Schwerte, das er mit beiden Händen faßt, bereit; indeß sein Gehülfe vor dem ersten Delinquenten steht und den Kopf bei den Haaren herüber zieht; auf ein Zeichen des ersten Mandarins geschieht der Streich, und dann geht es sogleich zu dem zweiten und sofort. Die Köpfe werden auf Pfähle gesteckt, bis nach einigen Tagen, auf erhaltene Erlaubniß, die Verwandten sie herunter nehmen.

Im Fall des Ehebruchs werden die Parteien mit den Rücken zusammen gebunden und von einer Brücke in den Fluß geworfen. Geringere Verbrechen werden mit Gefängniß, Geißelung und Caungue bestraft. Vielweiberei und Beischläferinnen sind allgemein in Cochin-China. Die Ehe ist ein mündlicher Contract, wird in Gegenwart der beiderseitigen Eltern und Verwandten geschlossen und durch gegenseitige Geschenke bestätigt. Selten nehmen sie mehr als drei Weiber; eine davon ist Favoritin, die Kinder aller jedoch haben gleiche Rechte. Die Zahl der Beischläferinnen hängt jedoch einzig von ihrer Laune und ihrem Vermögen ab. Ungeachtet aber diese Geschöpfe, im Fall der Untreue, auf die härteste Art bestraft werden, ergreifen sie doch jede Gelegenheit, die Gesetze zu umgehen, und unter unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts wird Keuschheit selten für eine Tugend gehalten.

Die Polizei der Stadt ist vortrefflich. In jeder Straße ist immer der angesehenste Einwohner angewiesen, die Aufsicht darüber zu führen, und für deren gute Ordnung ist der oberen Civil-Behörde verantwortlich; diese Weise, nach welcher das Interesse des Straßenaufsehers mit dem der Regierung zusammentrifft, hat sehr glückliche Wirkungen, indem Aus-

schweifungen und Unruhen sehr selten sind. Ungeachtet der wachsamen Polizei finden aber dennoch die Einwohner Mittel, viele Gesetze zu umgehen; so zum Beispiel dürfen sie an gewissen Tagen, nach einem auf abergläubische Begriffe gegründeten Edict, keine Schweine schlachten; um aber bei Uebertretung dieses Gesetzes nicht entdeckt zu werden, stecken sie das Thier ins Wasser und schlachten es da; bei einer Untersuchung heißt es, es wäre zufällig ertrunken, und nachher abgestochen worden.

Was die Bevölkerung von Cochin-China betrifft, erhielten wir sehr widersprechende Nachrichten; zu den Archiven aber, die uns Gewißheit hätten verschaffen können, war es uns nicht möglich zu gelangen. Einige Mandarine geben die Einwohnerzahl auf 10 Millionen an, andere gar auf 14 Millionen; die Missionarien hingegen nur auf 6 Millionen. Wer von diesen Recht hatte, oder ob vielleicht die Wahrheit in der Mitte liegt, können wir nicht entscheiden.

Die verschiedenen widersprechenden Angaben der Kaufleute und Anderer über die in Saigon vorräthigen Quantitäten an Zucker und andern Producten, vermochten uns, selber herum zu gehen, um uns von der Wahrheit dieser Berichte zu überzeugen. Alle Chinesische Handelsagenten wohnten in unserer Nähe; wir begaben uns also zuerst dahin; doch etwas Gummi, Pelzwerk und ein wenig rothes Färbeholz ausgenommen, hatten sie keine für Europäische Märkte geeignete Artikel, und selbst von den genannten Artikeln waren die Vorräthe gering, weil die Zeit, in der sie ihre Waare erst bekommen, December und Januar zu seyn pflegt; und auch da ließen sich keine große Quantitäten erwarten, da man nur auf zwei rückkeh-

rende Junken in diesem Mousson rechnete. Es war leicht, zu bemerken, daß sie uns mit eifersüchtigen Blicken betrachteten und manche Hindernisse in den Weg legten; wir fuhren jedoch fort, die Vorräthe zu untersuchen, und überzeugten uns endlich, daß sich in Saigon nicht mehr als 1800 Pikul Zucker vorfanden; ferner etwa 10 Tonnen rohe Seide, und noch dazu theurer als in Europa, 30 bis 50 Tonnen rothes Färbeholz, ebenfalls entsetzlich theuer und etwas schmutzige Baumwolle, welche die Inhaber nicht einmal Lust bezeugten, zu verkaufen. Die Dollmetscher versicherten uns zwar, daß sich in der Provinz noch genug Zucker befände, und daß, wenn wir einen guten Preis anböten, die Kaufleute ihn bringen würden; doch kannten wir ihre Spitzbübereien schon genug, um uns auf diese Weise mit ihnen einzulassen. Auch wußten wir schon durch Polonio, daß das Aeußerste, was auf diese Weise zusammenkommen könnte, sich nicht über 3000 Pikul belaufen würde, und es fand sich später, daß auch dieß noch bei Weitem zu hoch angeschlagen war. Unsere Empfindungen bei diesem gänzlichen Fehlschlagen unserer Hoffnung, welche die Versicherungen der Einwohner in uns erregt hatten, mag man sich denken; indeß blieb uns nun nichts anders übrig, als durch Aufmerksamkeiten gegen den Gouverneur ihn auf unsere Seite zu bringen. Wir luden ihn daher zu uns, und er nahm die Einladung auf den nächsten Sonntag, den 24. October, an. Natürlich erwiesen wir ihm bei dieser Gelegenheit so viel Ehre, als wir nur konnten, und benutzten dabei die Gelegenheit, uns über die Zuckerhändler zu beklagen, wohl wissend, daß er selbst mit ihnen in Verbindung stand; aber er stimmte in unsere Klagen mit ein und ermahnte uns zur Geduld. Nach einem

kurzen Mahle fragte er, ob wir ihm keine Merkwürdigkeiten zu zeigen hätten, was wir verneinten, da wir die Ursache wohl erriethen; aber einer der Dollmetscher behauptete, er habe im kleinen Zimmer eine doppelläufige Büchse gesehen, so daß ich genöthigt war, sie hervorzuholen. Der Gouverneur bewunderte die Arbeit und verlangte, sie zu einer Jagd auf den kommenden Tag zu borgen. Dagegen ließ sich nichts einwenden, und so sah ich sie auch nie wieder.

XVIII.

Fortgesetzte Beschreibung des Aufenthalts zu Saigon.

Am folgenden Tage machten wir dem Gouverneur wieder unsere Aufwartung, um einige Einrichtungen wegen der Summe unserer Abgaben zu treffen; aber keine Vorstellung von unserer Seite vermochte ihn, die Spanischen Dollars, ihrem Werthe nach, anzunehmen, so daß wir uns zuletzt erboten, ihn in Sepecks zu bezahlen, von denen wir wußten, daß wir 19 Mace für den Dollar kaufen konnten, was er sich gefallen lassen mußte.

Nun machten wir uns an den Einkauf und die Untersuchung der Kupfer-Sepecken, ein höchst unangenehmes Geschäft, da wir sie genau untersuchen und frisch aufreihen mußten, um zu verhindern, daß dieß noch einmal im Zollhause geschehe, eine Procedur, die, wie Pasqual und Joachim versicherten, uns sowohl durch Diebstahl als durch Verderben der Münze großen Schaden zuziehen würde.

An dem zur Zahlung bestimmten Tage luden wir für

1500 Quan Sepecken, denn zu einer größeren Summe auf einmal fehlte es uns an Raum, in die Schaluppe des Marmion und fuhren damit nach dem Zollhause. Wenn man bedenkt, daß die volle, beinah $2^1/_2$ Tonnen schwere Last nur 750 Spanische Dollars an Werth betrug, muß man sich wirklich darüber verwundern. Ob wir uns nun gleich alle nur mögliche Mühe gegeben hatten, die verschiedenen Beamten vor Ankunft des Bootes im Zollhaus zusammenzubringen, um nachher nicht weiter aufgehalten zu werden, so war doch die Sonne untergegangen, ehe sie alle zusammen kamen, und auch da schienen sie gar keine Lust zu haben, zum Geschäft zu schreiten. Endlich wurde es uns gestattet, das Geld ans Land und ins Zollhaus zu bringen, und als wir nun eine Quittung darüber verlangten, lachten sie uns aus, und erklärten, es sei nun zu spät zu Geschäften (und allerdings war es unterdeß dunkel geworden); den nächsten Morgen aber würden sie sich zur Untersuchung und Zählung versammeln. Diese Erklärung setzte uns in nicht geringe Bestürzung, denn es war ausdrücklich ausgemacht worden, daß es nach der Ablieferung nicht wieder durchsucht werden solle; weßhalb auch ein Beamter, während wir es aussuchten und aufreihten, von Seiten der Regierung zugegen gewesen war. Die Ebbe war indeß schon so weit eingetreten, daß man nicht mit einem beladenen Boote abfahren konnte; es blieb uns also nichts anders übrig, als bewaffnete Schildwachen vom Schiffe holen zu lassen und sie vor das offene Zollhaus zu stellen, worin wir das Geld hatten bringen müssen.

Diese erfuhren denn auch die Nacht keine Störung, außer von einer ungeheuren Schlange, die, wie sie angaben, we=

nigstens 15 Fuß lang, von dem Flusse gekommen, in das Zollhaus und zwischen die Geldhaufen gekrochen sei, wo sie dieselbe aus den Augen verloren, und selbst mit der Lampe, die sie bei sich hatten, nicht mehr entdecken konnten. Der Beschreibung nach hielt ich es für eine Boa constrictor, die in irgend einem Winkel des Gebäudes sich zu verkriechen pflegte, nachdem sie auf den nächtlichen Raub ausgegangen; die Leute indeß behaupteten, es müsse der böse Feind selbst oder eine von den Eingebornen abgerichtete Schlange gewesen seyn, um sie von ihrem Posten zu verscheuchen, was ihr indeß nicht gelang.

Erst um 11 Uhr des folgenden Tages versammelten sich die Beamten wieder, fingen erst nach 12 Uhr an, und nachdem sie die ersten 100 Quan gezählt hatten, wobei sie jeden Sepeck, der nur den geringsten Flecken an sich hatte, wegwarfen, fand sichs, daß 10 Procent daran fehlten. Da das Weggeworfene nicht halb so viel betrug, bestanden wir darauf, die Soldaten zu durchsuchen, die gezählt hatten, und wirklich fand man das Fehlende in ihren Kleidern; sie schienen aber nicht im Geringsten verlegen über die Entdeckung und lachten uns ins Gesicht. Wir meldeten dieß natürlich dem Obermandarin oder Einnehmer, und bestanden auf Bestrafung, worauf sie auch jeder einige unbedeutende Streiche mit dem Spanischen Rohr empfingen; doch wurde das Ganze nur wie ein Possenspiel betrieben, und die Kerle hörten auch nicht auf zu lachen. Der alte Polonio und Joachim, die gegenwärtig waren, nahmen uns bei Seite und riethen uns, lieber in Spanischen Dollars, jeden zu 18 Mace, zu zahlen, weil alle diese Plackereien mit Fleiß geschähen, um uns dazu zu vermögen. Wir gingen da-

her zum Gouverneur und beschwerten uns über diese Behandlung, merkten aber bald, daß die ganze Sache wahrscheinlich von ihm ausgegangen sei, denn er weigerte sich durchaus, mit den Zollangelegenheiten etwas zu thun haben zu wollen, da das nicht zu seinem Bereich gehöre. Dagegen rieth er uns, von dem Plane abzustehen, in Sepecken zu zahlen, und die Spanischen Dollars, wie es herkömmlich sei, für 18 Quan gelten zu lassen, wozu wir uns denn endlich, da unter dem vielen Hin- und Herlaufen der Abend wieder herein brach, genöthigt sahen. Es würde unmöglich seyn, das Gewebe von Betrug und Spitzbübereien, welche die Cochin-Chinesen täglich, ja stündlich an uns verübten, zu erzählen.

Als wir am Abend in unser Haus zurückgekehrt waren und in der Veranda saßen, fiel auf einmal ein Hagel von Steinen von der Seite des Flusses her, ohne daß wir, ungeachtet des hellen Mondscheines, die Thäter entdecken konnten. Noch zweimal wurde dieser Angriff wiederholt und unsere Nachforschungen blieben fruchtlos. Dasselbe wurde von nun an jeden Abend, zuweilen auch zu Mittag, erneuert, und es war augenscheinlich, daß der Angriff von dem Hause des Gouverneurs herüber kam, gegen den wir uns auch darüber beschwerten. Er antwortete uns aber, daß er oft auf gleiche Weise belästigt werde, und daß die Uebertreter bestraft werden sollten, wenn wir sie schaffen könnten. Da es uns gar nichts half, am Lande zu wohnen und die Zuckerhändler sich immer gleich blieben, so beschlossen wir, eine List zu versuchen, bezahlten unsere Abgaben, nahmen Wasser ein und machten Anstalten zur Abreise, indem wir hofften, daß sie uns nicht abreisen lassen würden, ohne wenigstens einigen Handel mit uns

gemacht zu haben; aber sie blieben sich völlig gleich, und als wir endlich die Dollmetscher fragten, ob sie nicht glaubten, daß die Kaufleute sich nun billiger finden lassen würden, antworteten sie mit der größten Kälte, die Cochin = Chinesen wären des Betrugs zu sehr gewohnt, um sich durch eine solche List anführen zu lassen, und hätten wahrscheinlich Lust, zu versuchen, wer von uns am ersten die Geduld verlieren würde.

Nun beruhte unsere einzige Hoffnung nur noch auf dem Vicekönige, den man täglich erwartete und als sehr bereitwillig schilderte, die Europäer zu beschützen. Zugleich erfuhren wir auch zu unserm Troste, daß die neue Zuckererndte nahe sei, und so suchten wir denn, so gut es gehen wollte, unsere drückende Lage noch länger zu ertragen.

Ungeachtet des Ueberflusses, der in diesem Lande herrscht, essen die Eingebornen eine Menge bei uns verachteter Dinge, als Ratten, Mäuse, Würmer, Frösche und andere Thiere der Art. In China ist dieß bei der gedrängten Bevölkerung zu entschuldigen, bei den Onamesen aber scheint es angeborne Neigung zu seyn. Während wir einst herum gingen, sahen wir vor der Bude eines alten Weibes etwas zum Verkauf ausgestellt, das wir für gekochte Schildkröte hielten, erfuhren aber auf unsere Nachfrage, es sei ein Crocodil, und sahen auch hinter dem Gebäude in einer eigenen Umzäunung wohl zwanzig dieser abscheulichen Thiere mit zugebundenem Rachen herumgehen. Die Art sie zu fangen ist, Netze in ihre Löcher zu werfen, worin sie sich leicht verwickeln sollen.

An einer Art von Palmbaum befindet sich an der Spitze eine saftige Knospe, die einigermaßen einer Artischocke gleicht.

In dieser Knospe befindet sich gewöhnlich eine ölige, weiße Made, Raupe oder Engerling, die für einen großen Leckerbissen gehalten wird, und ein Monopol der königlichen Familie und der Mandarinen vom ersten Range ist. Faules Fleisch und Fisch werden überhaupt meistens dem frischen vorgezogen.

Cochin-China ist keineswegs an sich ein ungesundes Land, aber die Lebensart der Einwohner erzeugt eine Menge Hautkrankheiten, woran das Clima keinen Theil hat; diejenigen Krankheiten, welche vom Clima und andern äußern Ursachen herkommen, sind Wechselfieber, Gallen- und Drüsen-Beschwerden, sowie eine Art von Elephantiasis, die durch einen plötzlichen Uebergang der Hitze zur Kälte, der sich in der Nacht sehr häufig zuträgt, veranlaßt werden soll. Auch ich war so unglücklich, von dieser Krankheit ergriffen zu werden, und obwohl seitdem vier Jahre verflossen sind, so ist sie doch nicht völlig gehoben, und wahrscheinlich unheilbar. Anfangs waren bei einem heftigen Fieber und schmerzhaftem Reißen die Beine stark angeschwollen; Sorgfalt und Ruhe haben mir seidem etwas Linderung verschafft; aber die geringste Vernachlässigung hat sogleich wieder die ersten Symptome zur Folge.

Leute von Stande werden nach dem Tode mit großem Prunk bestattet, und auch die untern Stände suchen hierin, so weit ihre Mittel es zulassen, es den Vornehmern nachzuthun. Bei ersteren wird ein Thronhimmel, von hölzernen in die Erde gesteckten Säulen getragen, vor dem Hause des Verstorbenen aufgerichtet, Matten umhängen das Ganze und innerhalb desselben steht der Sarg auf einem erhöhten Gestell, indeß Tische mit den auserwähltesten Früchten und mit Areca und Betel rings umher stehen. Musikchöre spielen Tag und

Nacht in der Nähe des Verstorbenen bis zum Tage des Begräbnisses, das gewöhnlich 8 bis 14 Tage nach dem Tode Statt findet.

In den Hauptstraßen, durch welche wir kamen, dauerte einmal eine solche Ausstellung 10 Tage; bei vornehmen Leuten sahen wir aber das Begräbniß nie selbst, und nur einst den Leichenzug des einzigen Sohnes einer armen Wittwe. Der Sarg stand auf einer von acht Trägern getragenen Bahre, und die arme Mutter schwankte in einem weißen Baumwollkleide (die Trauerfarbe in Onam) dem Sarge mit lautem Schluchzen nach, indeß die rohen Träger den heiligen Schmerz der Unglücklichen verspotteten und laut über ihre Klage lachten.

Ihre musikalischen Instrumente sind in nichts von denen der andern Asiatischen Nationen verschieden. Trommeln, Geigen, Guitarren, Trompeten, Flöten u. s. w. sind allgemein in Gebrauch; der Ton derselben klingt aber einem Europäischen Ohre sehr rauh. In der Bildhauerkunst haben sie etwas von den Chinesen gelernt; die besten Proben davon sind auf den Gräbern verstorbener Großen zu sehen, die schlechtesten an den Gegenständen der Verehrung in den Tempeln. Originalmalerei ist nicht im Lande zu finden, wenigstens keine bessere, als unter den allerrohesten Nationen; einige Copien nach Chinesischen Malereien zeigen jedoch, daß sie nicht ohne Anlage für diese Kunst sind. Einige von den Zöglingen der Missionarien haben bedeutende Fortschritte in der Mathematik und Zeichenkunst gemacht.

Die Cochin-Chinesen sind große Freunde dramatischer Unterhaltungen und verschwenden viel Zeit dabei. Die Stücke sind gewöhnlich opernartig und drehen sich um eine historische Begebenheit. Die Schauspieler ziehen herum, und es wird

auf irgend einem Bazar in der Geschwindigkeit ein Gebäude errichtet, von wo es dann nach geendetem Spiel, welches gewöhnlich mit einigen Unterbrechungen 3 bis 6 Tage und Nächte dauert, auf einen andern Platz geschafft wird. Das Haus steht Allen offen, ohne daß ein Preis bestimmt wäre, indem die Schauspieler nur willkührliche Beiträge erhalten. Die Decorationen sind höchst fantastisch, und ein Hanswurst ist dabei etwas ganz Unerläßliches. Ihr Gesang ist nicht übel, wenn das Ohr sich einmal daran gewöhnt hat, besonders ist die Modulation der weiblichen Stimmen recht anziehend. Dasselbe ist auch der Fall mit ihrer Sprache, die den Fremden anfangs sehr rauh tönt.

Der Monat December fand uns noch in unserm alten Zustande; indeß hatte ein Umstand ein wenig dazu beigetragen, uns manche langweilige Stunde zu vertreiben, dieß war die Bekanntschaft mit Pater Joseph, dem ältern Italienischen Missionär, einem ehrwürdigen funfzigjährigen Mann von wohlwollendem, bescheidenem und würdigem Wesen, voll Eifer und Pünctlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, von einem tadellosen Wandel und dabei ein Mann von Gelehrsamkeit und scharfem Beobachtungsgeist.

Am 6. December verkündeten endlich einige Kanonen und die Onamesische Flagge auf der Citadelle die Ankunft des Vicekönigs. Dieß erregte große Thätigkeit in der Gegend, indem jeder Mandarin herbeieilte, um dem Günstling des Monarchen den Hof zu machen. Einige Tage war der Fluß mit ihren Galeeren angefüllt, und der Hof des Vicekönigs bot einen bunten und sogar glänzenden Anblick von dem in Gallakleidern einhergehenden Adel und den Uniformen des Militärs dar, bei denen Gelb und Roth die Hauptfarben waren. Geschenke

strömten von allen Seiten herbei; denn jeder Besuchende war mit einem versehen, das aus den verschiedenen Producten des Landes bestand.

Auch wir ergriffen die erste Gelegenheit, dem Vicekönige unsere Aufwartung zu machen. Dieselben Geschenke, die dem bisherigen Gouverneur oder Gelehrten-Mandarin verehrt worden waren, wurden auch für ihn jetzt ausgesucht, wozu wir noch einen hübschen Säbel und ein zierliches Caleidoscop fügten. Die Art unserer Vorstellung war ganz der bei unserm ersten Besuche bei dem Gelehrten-Mandarin gleich, sowie auch sein Palast jenem glich, nur daß er etwas größer und besser eingerichtet war. Die gewohnte strenge Mannszucht und genaue Subordination zeigte sich in dem tiefen Schweigen und dem kriechenden Niederwerfen der Höflinge. Sitze zur Rechten des Vicekönigs, einige Fuß vor dem Throne, waren für uns hingestellt, so daß wir Alles mit der größten Bequemlichkeit ansehen konnten. Die Erhöhungen auf beiden Seiten waren schon gedrängt voll von Mandarinen aller Classen, indeß immer noch andere folgten und Geschenke brachten, die von ihren Dienern und Begleitern getragen wurden.

Beim Gruße beobachten sie Folgendes: der Besuchende tritt zur Rechten des Thrones in die Halle ein, geht dann mit herunterhängenden Armen bis in die Mitte des Zimmers wo er dann, mit dem Gesichte gegen den Gegenstand seiner Huldigung gewendet, die Hände zusammenfaltet und an die Stirn hält, dann läßt er sie wieder fallen, wirft sich auf die Knie, und berührt mit Händen und Stirn den Boden; hierauf steht er wieder auf und wiederholt dieselbe Ceremonie zwei- bis neunmal, je nachdem er am Range dem, dem er seine Huldi-

gung erweist, fern oder nahe steht; wir sahen hier wenigstens nie weniger als sechs, und meistens neun verrichten, und außer dieser Demüthigung gingen alle Mandarinen, die der ersten Classe ausgenommen, beim Kommen und Gehen in einer gebückten Stellung, ohne nur die Augen vom Boden aufzuschlagen, und ihre Geschenke wurden von des Vicekönigs Begleitern in Empfang genommen.

Unsere Gaben hingegen nahmen Sr. Excellenz sehr genau in Augenschein. Der sehr hübsch gearbeitete und verzierte Caleidoscop wurde besonders bewundert. Ich trug den Dollmetschern auf, den Vicekönig zu benachrichtigen, dieß sei eine neue Erfindung, und habe viel Bewunderung in Europa erregt, worauf ich ihm den Gebrauch und die Anwendung erklärte. Kaum hatte er indeß durchgesehen, als er mir durch den Dollmetscher sagen ließ, das Instrument möchte in Europa neu seyn, wäre aber bei ihnen keinesweges selten. Er gab hierauf einem Begleiter Befehl, der wenige Minuten darauf mit vielen Caleidoscopen zurückkam, die freilich nicht so schön gearbeitet waren, sich aber im Wesentlichen nicht von dem unserigen auszeichneten. Wir wunderten uns nicht wenig, daß eine in Europa so neue Erfindung sich schon hieher gefunden haben sollte, besonders da die, welche wir sahen, von Chinesischer Arbeit waren. Während unsers Besuchs wurde dem Vicekönig berichtet, daß einige straffällige Soldaten die zuerkannte Strafe zu empfangen bereit wären, worauf sie in den Hof der Audienzhalle bestellt wurden, wo ihnen die Caungues abgenommen, und die Strafe der Geißelung mit einem Bündel zerspaltenen Spanischen Rohrs an ihnen vollzogen wurde, und zwar so,

daß sie mit dem Gesicht auf der Erde lagen, indeß Kopf, Arme und Beine von Soldaten gehalten wurden.

XIX.

Fortgesetzter Aufenthalt zu Saigon.

Bei unserer Rückkehr an Bord fanden wir einen Beamten, den wir noch nicht gesehen und der uns einen Brief vom Herrn Vannier aus Hué vom 20. November als Antwort auf unsern an ihn geschriebenen überreichte. Er meldete uns unter andern, daß der König schon im vorigen Jahre den bisherigen Zoll aller Schiffe auf ein Drittheil herabgesetzt habe, daß die Geschenke schon mit darin begriffen wären, und daß es ganz von uns abhinge, noch andere zu machen oder nicht, weil Niemand ein Recht habe, sie zu verlangen; zugleich erwähnte er, daß der König den ihm geschickten Säbel erhalten habe.

Pasqual und die Missionarien hatten uns oft gesagt, der größte Schelm im Zoll-Departement, der dabei großen Einfluß habe, sei zum Besuch nach Hué, und werde bald zurück erwartet; seiner Büberei sei der große Verlust des Handels mit Macao und die Verminderung des mit China zuzuschreiben; er stehe dabei in großer Gunst bei der Regierung, die ungeachtet ihres äußeren Scheines von Wohlwollen gegen Fremde dem Verkehre mit ihnen offenbar entgegen sei. Nun war der Ueberbringer unseres Briefes kein Anderer, als der uns so Geschilderte, und sein späteres Benehmen bewies, daß nichts davon übertrieben worden sei. Bei denen, die Portugiesisch sprachen, war er allgemein unter der Benennung Aqua ardiente, d. i.

Brantwein, bekannt. Die erste Handlung dieses lästigen Kerls war, einen ungeheuren Lohn für die Ueberbringung des Brie=
fes aus Hué zu fordern, bis er sich endlich mit einer Flasche Rum und einer Elle rothen Zeuges begnügte. Er verursachte uns noch viele Unannehmlichkeiten, ehe wir das Land verließen.

Der heftige Regen, der seit unserer Ankunft gedauert hatte, fing nun an nachzulassen, und häufige Nordwinde deuteten die Veränderung des Mousson an, wobei aber oft nach einem stil=
len und sehr heißen Tage, wobei das Thermometer bis auf 85 Grad Fahrenheit im Schatten stand, ein plötzlicher in der Nacht entstehender Nordwind mit Regen die Luft so abkühlte, daß das Thermometer oft in wenig Minuten 10 bis 20 Grad sank. In der Mitte Decembers fing der Nordostwind an vor=
zuherrschen, und vor Ende des Monats war er völlig einge=
treten. Um diese Zeit war das Wetter am Tage 6 Grad, Nachts um 7 bis 10 Grad kühler als bei unserer Ankunft.

Unterdeß warteten wir zur bestimmten Zeit dem Vicekönig wieder auf, der deßhalb allen Besuch von Eingebornen abwei=
sen ließ und uns mit großer Herzlichkeit empfing. Seine eif=
rigen Nachforschungen und die verständige Wahl der Gegen=
stände derselben, zeigten ihn als einen wißbegierigen und ver=
ständigen Mann, so wie auch die richtigen Bemerkungen, die er über Verschiedenes machte, dieß bestätigten. Als er nach zweistündigem Gespräch seiner Wißbegierde Genüge geleistet, sagte er uns, es wären unter Anweisung des Dollmetschers Antonio, der in Macao sich einige Zeit aufgehalten habe, einige Erfri=
schungen nach Europäischer Art bereitet worden. Ein kleiner Tisch wurde hierauf in die Mitte der Halle gesetzt, auf dem

eine Unzahl Asiatischer Speisen aller Art aufgehäuft war. Diese sogenannte Europäische Einrichtung belustigte uns sehr, besonders da der Tisch so hoch und die Stühle so niedrig waren, daß sich unser Kinn in gleicher Linie mit dem Tische befand, so daß wir uns lieber um denselben stellten, weil das Essen beim Sitzen völlig unmöglich war. Dazu hatte sich Antonio zwei Paar alte Messer und Gabeln verschafft, deren wir uns wechselseitig bedienten, um unser Fleisch zu schneiden, und Stacheln von Stachelschweinen dienten uns als Gabeln; zu der Suppe waren kleine Chinesische Löffel hingelegt worden.

Zu Anfange unserer Mahlzeit bediente uns der Vicekönig mit einer Flasche von dem Likör, den wir ihm geschenkt hatten, in einer Hand und ein Glas in der andern, womit er ohne Unterlaß in uns drang, bis wir um Erlaß baten, worauf er seiner wohlgemeinten, aber lästigen Höflichkeit auf einen Augenblick ein Ziel setzte; doch ließ uns sein Verlangen, uns gehörige Ehre anzuthun, nicht lange Ruhe, sondern er machte sich nun daran, uns mit eignen Händen den Mund mit allem, was sich vorfand, voll zu stopfen.

Die Chinesischen Köche in Onam spatzieren mit einem elastischen Bambusstabe über die Schultern, von dem ein viereckiges Brett herunter hängt, ohngefähr wie eine hölzerne Wagschale, worauf sie verschiedene völlig bereitete Schüsseln in den Straßen herum tragen; unter diesen Speisen ist das gewöhnlichste ein gebackenes Schwein, welches mit einer aus Zucker oder Syrup bereiteten Kruste überzogen ist. Ein solcher war denn auch herein gerufen worden, legte sein Brett auf den Fußboden der Halle nieder, zerschnitt das Fleisch und versorgte un=

fern Tisch von Neuem mit bloßen Händen; indeß durften wir uns unsern Ekel nicht merken lassen, denn unser Wirth, um uns unsern Besuch angenehm zu machen, fuhr immer fort, uns mit eignen Viceköniglichen Händen zu füttern, was den Eingebornen keineswegs lächerlich war, sondern als ein Beweis der größten Artigkeit galt.

Nach geendigtem Mahle, woran der Vicekönig selbst keinen Antheil nahm, kehrten wir wieder zu unsern Sitzen zurück und erzählten nun dem Vicekönig die verschiedenen Kunstgriffe, die von Kaufleuten und andern angewendet worden, um uns zu betrügen, so wie auch die Spitzbüberei im Zollhause. Er äußerte viel Theilnahme bei unsern Klagen, und versicherte, daß, obwohl er als Militär-Mandarin mit Handelsgeschäften gar nichts zu thun, auch kein Recht habe, den Unterthanen Sr. Majestät die Art und Weise vorzuschreiben, wie sie ihr Eigenthum verkaufen sollten, so wolle er doch suchen, sie dazu zu vermögen, daß sie ehrlich mit uns umgingen. Wir erwähnten nun der Geschenke und theilten ihm den Inhalt von Herrn Vanniers Brief mit. Hierauf antwortete er, sein König habe ihm nie etwas über diesen Gegenstand mitgetheilt, und wenn der erwähnte Erlaß auch wirklich decretirt worden, so sei wenigstens nichts davon bekannt gemacht, und so erfordere denn seine Pflicht, daß er den vollen Betrag dessen verlange, was das Gesetz bisher bestimmt, so lieb ihm auch jedes neue Edict seyn möge, welches diese Abgabe heruntersetze. Was den Punct der Geschenke beträfe, so wolle er seinen Antheil uns gern erlassen, zweifle aber, daß die andern Beamten so leicht Ansprüche aufgeben würden, die ihnen seit undenklichen Zeiten gestattet worden; indeß wolle er ihnen vorschlagen, die schon

erhaltenen wenigstens als einen Theil der gewöhnlichen zu betrachten.

Bei unserer Rückkehr ins Schiff führte uns Pasqual einen alten eingebornen Christen, Namens Domingo, zu, dessen Sohn mit seiner Tochter versprochen war; er stellte ihn als einen reichen Mann vor, der ein vertrauter Freund des Vicekönigs sei und uns in unserem Geschäft viel Nutzen bringen könne. Wir trugen ihm daher auf, unter gewissen Beschränkungen für uns zu handeln.

Da ich zuweilen große Schmerzen wegen der früher erwähnten Drüsen-Beschwerde litt, unterwarf ich mich auf den Rath des Pater Joseph einer ätzenden Operation an einem Fuß, die ein Chinesischer Empiriker mit einem zu Pulver geriebenen Pflanzenstoff vornahm, welcher pulverisirtem Lungenkraute glich, aber geruchlos war; hiervon legte er einige kleine kugelförmige Haufen, jeden in der Größe eines großen Fingerhuts, auf die Theile des Fußes, die er zu ätzen gedachte; in diese Haufen warf er kleine brennende Lunten, die das Pulver entzündeten und es ohne Flammen verbrannten. Diese Methode ist nun freilich sehr schmerzhaft, scheint mir aber bei der Kürze der Operation doch allen andern ätzenden Mitteln vorzuziehen.

Bei einem Besuch, den wir Domingon abstatteten, bei dem wir die gewöhnlichen Zeichen Onamesischer Gastlichkeit, so wie Vollstopfen u. s. w. nicht entgingen, setzte er uns etwas vor, das sie Wein nannten, und das im Lande selbst in der Nähe des Gebirges, wo es vortreffliche Trauben und zwar in großer Menge geben soll, gemacht war; es war aber saures Zeug, ohne allen Wohlgeschmack.

Wagenfuhrwerke weder zum Vergnügen noch zum Nutzen kennt man in Cochin-China nicht. Leute von Stande werden in Hangematten von baumwollener Netzarbeit getragen, die gewöhnlich blau ist, und worin sich eine Matratze und Kissen befinden, um sich darauf zu lehnen. Die Matte hängt an einem Pfahl, worüber ein Thronhimmel angebracht ist, der einer ungeheuren Schildkrötenschale gleicht und durch einen glänzenden schwarzen Firniß wasserdicht gemacht ist; vier bis sechs Menschen tragen die Maschine, zwei oder drei an jedem Ende.

Wegen der brennbaren Materialien, aus welchen die Häuser bestehen, sind Feuersbrünste in Saigon nichts Seltenes. Bei einer derselben, wo wir auch Leute vom Schiff zum Löschen schickten, befand sich der Vicekönig in Person gegenwärtig auf einem Elephanten reitend. Spritzen haben sie nicht, ihr einziges Löschmittel ist aus den ersten besten Gefäßen, die sie in der Noth herbeizuschaffen vermögen, Wasser darauf zu gießen. Um die weitere Verbreitung zu verhindern, werden die anstoßenden Häuser von Elephanten eingerissen; eins von diesen gewaltigen Thieren ist schon hinreichend, um jedes gewöhnliche Gebäude im Lande einzustoßen, manchmal sind jedoch zwei dazu nöthig. Ihre Art dieß zu bewirken, besteht darin, mit den Köpfen dagegen zu stoßen, was ihre Treiber sie gelehrt haben.

Zum Spiel scheinen die Onamesen nicht sehr geneigt zu seyn; sie haben jedoch Chinesische Karten, womit die Mädchen in den Böten sich oft belustigen; doch sahen wir sie nie um Geld spielen. Hahnengefechte, die unter den Malaien sehr häufig angetroffen werden, sind unter den Cochin-Chinesen selten.

Die Soldaten sahen wir oft mit athletischen Uebungen beschäftigt, als Ringen, Laufen und Springen, aber das mit den Füßen gespielte Federspiel, von dem Herr Barrow sagt, daß es die Herren in dem Gefolge des Lord Macartney 1793 in Turon gesehen hätten, wurden wir nirgends gewahr. Vielleicht ist es ein Provinzial-Vergnügen, oder auch seit der Zeit aus der Mode gekommen.

Vergiftungen fallen bei den Cochin-Chinesen oft vor, sowohl um Privat-Haß zu befriedigen, als um besonderer Vortheile willen. Pasqual kam einst zu uns an Bord, um Arznei für einen Mandarin zu holen, der an einem in seiner Speise ihm mitgetheilten tödtlichen Gifte krank darnieder lag, und als der Vicekönig uns die obenerwähnten Tiger schenkte, empfahl er uns gar sehr, die Eingebornen nicht nahe daran kommen zu lassen, weil sie ihnen die Barthaare abschneiden würden, die in Pulver verwandelt und in Speise oder Trank gemischt, ein unfehlbares Mittel zu einem langsamen Tode seyn sollen.

Die Dollmetscher benachrichtigten uns auch, daß sich uns eine gute Gelegenheit darböte, aus den Geschenken, die der Vicekönig von den Mandarinen erhalten, frischen Vorrath für die Schiffsmannschaft zu kaufen; wir gingen daher hin um einiges von dem Vieh anzusehen, und trafen in einem der Nebengebäude des Palastes einen Goldschmid, der Ringe, Armbänder und andern Putz für die Weiber des Vicekönigs verfertigte. Das Gold schien sehr fein zu seyn, aber die Arbeit war äußerst schlecht. In der Nähe dieses Gebäudes und parallel mit dem Palaste, etwa 50 Fuß davon, stand ein mit Verandas umgebener Pavillon; in diesem befanden sich die verschied-

nen Zimmer der Weiber Sr. Excellenz, die in bunten, vielfarbigen Kleidern und mit Juwelen bedeckt sich zu den Verandas drängten und mit eifriger Neugier durch die Schirme und Gitter nach uns hinblickten. Sie waren sehr lustig und riefen uns häufig, wie die Dollmetscher sagten, zu, daß wir herankommen möchten, damit sie unsere Kleidung, unsere Haut und so weiter betrachten könnten. Als wir aber hinwollten, um die Neugier der Damen zu befriedigen, trieben sie zwei handfeste Kerle, ihre Wächter, in das Innere der Wohnung zurück und stellten sich als Schildwachen vor die Thür.

Zur Versorgung beider Schiffe wurden uns 40 Pikul Reiß gestattet, deren eine Hälfte wir zu 3 Quan das Pikul aus dem königlichen Magazine nehmen mußten, die übrigen konnten wir nach Belieben auf dem Markte kaufen, wo wir ihn für 2 Quan das Pikul erhielten, und zwar vorzüglich guten und neuen, da hingegen der aus des Königs Waarenlager alt und voller Gewürm war. Vorstellungen halfen nichts, wir mußten ihn entweder so nehmen, oder gar nicht.

Wir hatten schon lange den Verdacht, daß die Dollmetscher und einige von den Beamten den Plan hätten, uns in Verlegenheit zu bringen, und es fand sich auch, daß wir ihnen nicht unrecht gethan hatten. Antonio, der erste Dollmetscher, der ein ausgemachter Schurke war, hatte uns unsern Reißvorrath auf dem Markte eingekauft. Nachdem er das Geld, das wir ihm zum Ankauf vorgestreckt hatten, verthan, fand er sich noch sehr beleidigt, als wir ihm seine Schurkerei vorhielten. Endlich meldete er uns, der Reiß läge in seinem Hause, das auf Pfählen am Flusse stand, und wir könnten unsere Böte

danach schicken. Unsere Frage, ob er einen Paß dazu habe, beantwortete er bejahend. Wir holten daher den Reiß ans Schiff und warteten einige Stunden auf die Beamten des Zollhauses, die, wie er uns gesagt, an Bord seyn würden, noch ehe die Böte mit dem Reiß zurückkommen könnten. Endlich kam die Nacht heran und kein Dollmetscher oder Zollbeamter erschien. Die Gesetze sprachen Tod gegen die Ausfuhr dieses Artikels und wurden streng befolgt, so daß, wenn wir in Hinsicht des Passes getäuscht worden wären, und man nachher den Reiß an Bord oder neben unsern Schiffen gefunden hätte, unser Leben und unser Eigenthum dem Gesetz verfallen wäre. Wir schickten daher die Böte zurück und schafften den Reiß wieder in Antonios Haus, wo er hergekommen. Kaum war dieß geschehen, als Antonio und einige von den unteren Zollbedienten ans Schiff kamen und sich nach dem Reiß erkundigten. Als sie hörten, daß wir ihn wieder ausgeladen hätten, murmelten sie eine Weile unter sich, und gingen dann fort, augenscheinlich unzufrieden über das Mißlingen ihres teuflischen Plans, denn wir entdeckten später, daß Antonio noch keinen Paß gehabt habe, und daß unser Verdacht also nur zu wohl gegründet war.

Am folgenden Tage benachrichtigten wir durch Pasqual den Vicekönig von dem Benehmen des Dollmetschers, da er und Joachim uns häufig gesagt hatten, die Dollmetscher übersetzten unsere Gespräche falsch und auf eine Weise, wie sie ihren eigenen Absichten und denen der Unterbehörden am meisten zusagte. Antonio wurde sogleich in das Caungüe gesteckt, und hierauf nach einer derben Geißelung mit gespaltenem Rohr wieder freigelassen. Pasqual durfte uns jedoch auf diese Weise

nicht wieder dienen; denn diese Rotte bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er uns je wieder bei einem Besuche des Vicekönigs begleitete. Indeß warnte er uns, auf unserer Hut zu seyn.

Bald darauf wurden Wachtböte heimlich dem Schiffe gegenüber am Ufer aufgestellt, um jede Gelegenheit abzulauern, uns zu fangen; da wir aber beschlossen hatten, die Gesetze des Landes nicht zu übertreten, so schlug ihnen dieß fehl, und es dauerte lange, ehe wir nur ihre Absicht erfuhren, weil wir sie für gewöhnliche Böte gehalten hatten. Dagegen thaten sie uns allen Schaden, der ihnen nur möglich war. So hatten wir z. B. unser Brennholz bisher von Böten gekauft, die bei uns vorbei auf den Markt fuhren; jetzt aber ließen diese Schurken sie nicht eher heran, als bis sie ihnen die Erlaubniß dazu abgekauft hatten, so daß wir das Holz nun um ein Drittel theurer als zuvor bezahlen mußten. Doch war das noch nicht Alles; wir hatten auch früher manche Artikel für den täglichen Gebrauch von den vorbeifahrenden Böten um einen niedrigen Preis gekauft; jetzt ließen sie kein Boot mehr zu uns heran, so daß wir alles theurer auf dem Markte kaufen mußten. Ja sie gingen sogar so weit, den Missionarien zu drohen, weil sie uns einige Proben von Galgant und einigen andern medicinischen Wurzeln und Kräutern in einem ledernen Beutel gebracht hatten. Unser neuer Bekannter, Domingo, wagte es nicht, diese Dinge dem Vicekönig bekannt zu machen, weil er vermuthete, der Gelehrten-Mandarin stehe an der Spitze der Cabale, was auch bei seinem Geize und seiner Eifersucht wohl möglich war.

Ein Mandarin aus Cambodia von hohem Range, der wegen einiger diplomatischen Geschäfte den Vicekönig besuchte,

kam auch an Bord unserer Schiffe, um seine Wißbegier in Hinsicht Unserer zu befriedigen, und wurde sehr ergetzt durch Alles, was er sah. Er benahm sich sehr anständig und bettelte uns gar nichts ab, kaufte aber einen schönen Säbel für 100 Quan und lud uns an Bord seiner Galeere ein, wo wir auch den folgenden Tag hingingen. Die innere Einrichtung dieses Schiffes war vortrefflich, und es sah viel bequemer und wohnlicher aus, als die meisten Häuser, die wir in Cochin-China betreten hatten. Der Mandarin hatte auch ein großes Gefolge und viele Dienerschaft, die sich jedoch alle sehr schicklich benahmen. Wir wurden mit Thee, Areca, Betel und Backwerk bewirthet, und er wendete Alles an, uns den Besuch angenehm zu machen. Er sprach einen Dialect des Onamesischen, welchen Joachim, der uns begleitete, nur unvollkommen verstand und sprach. Auch war seine Kleidung und die seiner Begleiter wesentlich von der verschieden, welche Leute dieses Ranges in Onam tragen, und sie schienen dabei nicht allein reinlicher, sondern auch abgeschliffener in ihrem Benehmen. Lange dauerte unser Besuch natürlich nicht, weil wir uns bei der Unzulänglichkeit unsers Dollmetschers nicht sonderlich unterhalten konnten.

Seit der Ankunft des Vicekönigs war eine große Flotte von Galeeren (zu welchem Zweck konnten wir nicht erfahren) ausgerüstet worden, und Ausgang Decembers fuhr sie endlich über 50 stark ab, und zwar in einer einzigen Linie, die Galeere des Vicekönigs an der Spitze. Diese war etwa 65 Fuß lang, und wurde durch 18 lange elastische Ruder in Bewegung gesetzt, wobei jedoch die Ruderer standen und nach vorn zustießen. Der Schnabel stellte den Kopf eines Thieres vor, so daß die

gemalten Augen, die sie immer auf ihren Böten haben, sich recht gut ausnahmen. Im Vordertheile spielte ein Soldat auf dem Gong, und in seiner Nähe saßen einige Officiere mit ihren Begleitern. An einem Maste in der Mitte des Schiffs hing eine kleine Glocke, die in gewissen Zwischenräumen mit einer Metallruthe berührt wurde. Zwischen dem Mast und Steuerruder befand sich eine hübsche hölzerne Cajüte, mit einem Dach von Palmblättern und mit Jalousieen von Bambus, welche der Luft freien Zugang gestatteten, so wie den darin befindlichen Personen die Aussicht auf die Umgegend. Speere mit Büscheln von rothgefärbten Haaren standen außerhalb rings um die Cajüte, und in derselben saß der Vicekönig, seine Pfeife rauchend, mit mehreren Begleitern. Er kehrte jedoch des andern Tages nach Saigon zurück, und ließ das Geschwader unter Anführung des zunächst unter ihm stehenden Kriegs-Mandarins weiter ziehen.

XX.

Spitzbüberei der Einwohner. — Abfahrt.

Am 1. Januar meldete uns Domingo, er habe alles Mögliche angewendet, um mit den Kaufleuten eins zu werden; unter 15 Quans das Pikul wollten sie jedoch schlechterdings den Zucker nicht verkaufen. Da uns nun keine Wahl mehr blieb, so versprachen wir, das für allen Zucker zu geben, den er bringen könnte. Hierauf mußte nun die Erlaubniß, diese Ladung an Bord zu nehmen und abzusegeln, nachgesucht werden, was uns nach achttägigen Plackereien und Formalitäten gestattet wurde.

Am 8. und 9. brachte Domingo etwa 50 Pikul Zucker, und versprach des nächsten Tages mehr zu bringen, aber wohl acht Tage verstrichen, ehe wir ihn wieder gewahr wurden, und dann erklärte er uns, er könne uns nicht länger behülflich seyn. Die Ursache dieses Benehmens, wie wir später erfuhren, war, daß die weiblichen Mäkler sich bei dem Gelehrten-Mandarin über Domingos Einmischung beschwert hatten, der ihm befahl, davon abzustehen, zugleich aber seinen eigenen Agenten, einen Chinesen, Namens Chu-le-ung, den weiblichen Mäklern beigesellte, der dann versprach, uns für den mit Domingo übereingekommenen Preis den Zucker des ganzen Bezirks zu liefern. Am 16. fingen wir daher wieder an, Ladung einzunehmen, die auf dem Verdeck der Schiffe mit dem Dotchin, einer Chinesischen Wage, gewogen wurde.

Daß es hierbei nicht an Versuchen fehlte, uns zu betrügen, so wie an Weibergekreisch und Gezänk, nebst wiederholten unverschämten Forderungen von Seiten der Beamten, besonders vom Aquaardiente, wird sich der Leser ohne weitläuftige Erzählung, die nur ermüden würde, denken.

Diese kleinen Neckereien waren indeß das Geringste, was wir zu dulden hatten. Außer Steinwürfen von unsichtbarer Hand, von denen Officiere und Matrosen getroffen wurden, fast wo sie sich zeigten, hatten auch die Wachen verschiedne Böte mehrere Nächte hindurch lauern sehen, und als die Wache sich auf erhaltnen Befehl einst eingeschlafen stellte, kam eins derselben, und zwar ein königliches, an den Marmion heran, und die Mannschaft fing schon an das Schiff zu erklettern, als ein Geräusch sie wieder verscheuchte.

Am nächsten Abend, als ich mit Joachim im ruhigen Gespräch saß, meldete die Wache, eine große Galeere sei mit der Fluth ganz still herangekommen und befinde sich ganz in der Nähe. Joachim gerieth in große Unruhe, und versicherte, dieß sei ein Raubschiff, das ohne Zweifel die Absicht habe, an Bord zu steigen. Wir trafen sogleich die nöthigen Vorkehrungen und warnten auch den Marmion, der sie indeß schon bemerkt hatte und auf seiner Hut war. Auf der Galeere mochten sie indeß unsre Vorbereitungen gemerkt haben, so still wir sie auch vornahmen, denn sie fuhren hierauf weiter fort, und unsre Wachsamkeit in der Nacht hinderte sie, ihr Vorhaben auszuführen.

Den ganzen kommenden Tag verließ jedoch die Galeere ihren Platz nicht, man bemerkte aber nur drei oder vier Personen an Bord derselben; gegen Abend aber schickten wir Pasqual hin, und drohten, sie in den Grund zu fahren, wenn sie nicht fortruderten, worauf in wenigen Minuten eine Menge Schiffsvolk von unten heraufkam, und mit großem Geschrei den Fluß wieder hinauf fuhr.

Ueberhaupt warnte uns Joachim immer, sehr auf unsrer Hut zu seyn, weil sie nur auf die Gelegenheit warteten, uns auszuplündern, und wenn sie uns eingeschlafen fänden, so würden sie sich kein Gewissen darans machen, uns todtzuschlagen. Er erzählte uns dabei, daß mehrere Schiffe aus Macao von diesen Raubschiffen ausgeplündert und nicht selten einige von ihrer Mannschaft getödtet worden wären. So unter andern erzählte er von einem Schiffe aus Macao unter Brittischer Flagge, auf dem die Officiere bei sehr warmem Wetter auf dem Verdeck schliefen, worauf die Räuber durch die Cajütenfenster

einstiegen und viel baares Geld nebst Allem, was sie fanden, mitnahmen. Man wandte sich an die Regierung; aber alle Genugthuung, die man erlangte, war ein Versprechen, die Uebertreter zu strafen, wenn der Capitän sie auffinden könnte. Auch war es bekannt, daß die Regierung darum wußte; denn kaum war das Schiff fort, so sah man viele von den geraubten Dingen in den Händen der vornehmsten Mandarinen.

Als einen Beweis mehr für die Plackereien, welche Fremde im Handel mit Onam erfahren, so wie für die Unsicherheit derselben bei der Raubsucht der Regierung und des Volks, will ich einige Bemerkungen von Barrow, so wie eine Erzählung von ihm über zwei Englische Schiffe, anführen. Nachdem er von den kostbaren Metallgruben und andern schätzbaren Producten des Landes gesprochen, so wie von der frühern Bereitwilligkeit der Eingebornen, sie gegen Europäische Waaren umzutauschen, fährt er fort: „Jetzt sieht man aber in ihren Häfen nichts als ihre eigenen Galeeren, einige Chinesische Junken und dann und wann ein kleines Portugiesisches Schiff aus Macao. Die Verheerungen des Bürgerkrieges haben ohne Zweifel die Quellen des Handels verstopft, und die wenige Sicherheit, welche die hierher handelnden Fremden fanden, muß nothwendig das Wiederaufblühen desselben verhindern. Nicht allein werden große Summen für die Erlaubniß zu handeln abgefordert, so wie auch willkührliche Zölle von denen zum Verkauf gebrachten Waaren erhoben, und eine Unzahl von Geschenken von allen in Amte stehenden Personen verlangt, mit denen die fremden Kaufleute zu verkehren hatten, sondern zuweilen suchte man auch sich des Schiffes und der ganzen Ladung zu bemächtigen. Hiervon findet sich ein starkes Beispiel in den

Manuscripten der Ostindischen Gesellschaft verzeichnet, das sich im Jahr 1817 zutrug."

„Zwei Englische Schiffe wurden von Bengalen ausgesandt, in der Absicht, unter gewissen Bedingungen einen Handel mit der Halbinsel Cochin-China zu eröffnen. Zu diesem Zweck wurde einer von der Regierung in Bengalen bevollmächtigt, mit dem Beherrscher des Landes zu unterhandeln. Er wurde in den südlichen Provinzen, wo er zuerst anhielt, gut aufgenommen, von da wurde er nach Hué-Fu der Hauptstadt eingeladen, die sich damals in den Händen der Tunkinesen befand, und hier gab man ihm die Versicherung, daß die Ladung an Bord vortheilhaft verkauft werden könne. Nur eins von den Schiffen konnte jedoch über die Sandbank gelangen, die vor der Mündung des dahin führenden Flusses liegt, indeß das größte in dem Hafen von Turon zurück blieb. Einige von den Waaren wurden bei Hué-Fu ans Land gebracht, wo ihr Handelsagent sowohl als der Bengalische Abgesandte sich für einige Zeit aufhielten; man hatte die gewöhnlichen Geschenke an die vornehmsten Beamten der Regierung gemacht und einen Theil der Ladung verkauft, als der Abgesandte entdeckte, daß der Vicekönig, durch die Hoffnung auf eine ansehnliche Beute gelockt, Befehl gegeben hätte, sich aller Engländer am Lande zu bemächtigen und das Schiff und die Ladung zu confisciren. Die Engländer in Hué-Fu hatten nur eben so viel Zeit gehabt, an Bord zu gelangen, als die von ihnen verlassene Wohnung schon von den Truppen umringt war. Ihre Sicherheit erforderte, so schnell als möglich davon zu segeln. Doch war es höchst gefährlich in der rauhen Jahrszeit über die Sandbank zu fahren, da das Schiff bei der Ankunft im schönsten Wetter fast zu Grunde

gegangen war, ohngeachtet es damals von den Böten und den Bewohnern unterstützt wurde. Man schickte daher zu dem in der Bai von Turon liegenden Schiffe, daß es an die Mündung des Flusses kommen, oder Böte und Leute schicken möchte, um jenem in dem ersten Augenblicke über die Sandbank zu helfen, wo Wind und Wetter etwas günstiger seyn würden. Unterdeß erfuhren sie, daß die Kisten und Pakete, die sie genöthigt gewesen waren, zurückzulassen, von den Tunkinesischen Soldaten erbrochen und der Inhalt fortgeschleppt worden wäre. Bald darauf bemerkten sie bewaffnete und bemannte Galeeren, die offenbar in der Absicht herankamen, das Englische Schiff zu capern. Hätte man ihnen erlaubt, heranzukommen, so würde es ihnen ohnfehlbar geglückt seyn. Man rief sie daher an und hieß ihnen, sich vom Schiffe fern zu halten. Dennoch rückten sie ohne Antwort heran, und wurden nur durch Kanonen abgehalten, die man vom Schiffe aus auf sie abfeuerte, worauf das Volk Batterien am Ufer errichtete, um das Schiff am Weiterfahren zu verhindern."

„Unterdeß kam ein Europäischer Dollmetscher, mit einer Botschaft vom Vicekönig, der die Engländer seiner fortdauernden Freundschaft versicherte, so wie daß die üble Behandlung, die sie erfahren hätten, ohne seine Zustimmung vorgefallen sei, und daß er ernstlich eine Aussöhnung wünsche. Nachdem er diese Botschaft ausgerichtet, nahm der Dollmetscher den Englischen Gesandten bei Seite und sagte ihm, er hielt es für seine Pflicht, die Engländer zu warnen, auf ihrer Hut zu seyn, weil ungeachtet dieser schönen Redensarten die Tunkinesen noch mehr Galeeren bemannten, um das Schiff wegzunehmen; man ließ daher dem Vicekönig eine höfliche Antwort sagen, und bat um

die in Hué=Fu zurückgelassenen Sachen. Er versprach ihnen, es sollte erstattet werden, und bat um eine Zusammenkunft; doch erfuhren sie im Geheim, daß es mit diesen Betheurungen nicht aufrichtig gemeint sei, und daß man sich noch immer feindlich gegen das Schiff rüste."

„Am 24. November, als das Wetter leidlich schien, fuhr der Schiffscapitän näher an die Mündung heran, etwa eine Meile unterhalb der Stelle, wo eine ungeheuer hohe Brandung über die Sandbank brach. An beiden Ufern des Flusses waren eine Menge Menschen beschäftigt, Kanonen und Faschinen herbeizubringen und Batterien zu errichten, welche hierauf gegen das Schiff gerichtet, zu spielen anfingen, doch ohne vielen Schaden zu thun, weil sie nicht recht damit umzugehen wußten und schlecht zielten. Während der Nacht hörten sie auf zu feuern, doch war das Schiff nun einer andern Gefahr ausgesetzt; eine heftige Fluth riß es nämlich von den Ankern los und einige heftige Stöße zeigten an, daß es auf den Grund gerathen sei, so daß man fürchtete, es werde bald bersten. Glücklicherweise war es jedoch eben Ebbezeit, so daß es mit der nächsten Fluth ohne Schaden wieder flott wurde; das Boot aber, worauf die Mannschaft ihre letzten Hoffnungen stellte, um im Fall dem Schiff ein Unglück wiederführe, wenigstens ihr Leben zu retten, war losgerissen und wurde nicht wieder gesehen."

„Am Morgen bemerkten sie außerhalb der Sandbank ein Englisches Boot, das hereinzukommen versuchte, und erkannten es als das von Turon zu ihrem Beistande abgeschickte. Ihre Freude darüber war von kurzer Dauer; denn das Boot wählte, nachdem es hin und her gerudert war, um den rechten Canal

zu treffen, unglücklicherweise gerade den, wo sich die Wellen mit der größten Gewalt brachen, und kaum war es hineingefahren, so verschwand es auch. Die größte Bestürzung bemächtigte sich Aller an Bord. Die Tunkinesen feuerten mit verdoppelter Wuth, um ihre Freude über diesen Unfall auszudrücken; aber die Gefahr nicht achtend, starrte nun jeder auf die Stelle hin, wo das Boot versunken war. Eine gute Weile darauf bemerkte man zwei Menschen, die auf das Schiff zuschwammen und es auch bald erreichten; die Uebrigen ertranken oder wurden von den Tunkinesen getödtet, die grausam genug waren, mit Flinten nach den Schwimmenden zu schießen. Unterdeß hatte auch das Schiff bedeutend von den Batterien am Lande gelitten, und obwohl ihnen die Nacht einige Erholung brachte, so vermehrte jetzt das Nachdenken über ihre Lage nur ihre Angst um so mehr, da sie nur noch einen Anker hatten, auf den sie sich verlassen konnten und keine Befreiung mehr zu hoffen war."

„Es blieb ihnen daher nichts übrig, als einen Vergleich vorzuschlagen, so wenig Sicherheit sich auch davon erwarten ließ. Sie steckten die weiße Flagge auf und gaben einigen Tunkinesen Zeichen, an Bord zu kommen, was diese auch, nachdem sie die Kriegsflagge abgenommen hatten, in einem Boote versuchten, bei der hohen See aber nicht bewerkstelligen konnten. Die Tunkinesen, die wahrscheinlich auf Befehle von dem Vicekönig warteten, ließen nun das Schiff einen ganzen Tag unangetastet. Am Abend setzte sich der Wind so um, daß es möglich war, herauszukommen; sie lichteten daher in aller Stille die Anker, sobald es dunkel war und spannten die Seegel auf. Viel Hoffnung war freilich nicht vorhanden, in der

dunkeln Nacht durch einen nicht mehr als 60 Ellen breiten Canal über eine gefährliche Sandbank hin den Weg zu finden. Doch kurz vor Mitternacht war die Gefahr glücklich überstanden. Sobald die Tunkinesen bemerkten, daß das Schiff im Begriff war, ihnen zu entgehen, unterhielten sie ein lebhaftes Feuer, selbst da noch, als ihre Kanonen dasselbe lange nicht mehr erreichen konnten."

„Aehnliches ist wahrscheinlich auch andern Nationen begegnet, welches sie vermochte, den Handel mit Tunkin und Cochin-China aufzugeben. Die Franzosen sollen früher die Absicht gehabt haben, um den Handel mit diesen Ländern durch eine unabhängige Niederlassung zu sichern, die kleine Insel Callao, wenige Meilen südlich von Turon, zu kaufen."

Der Vicekönig hatte bei einem Besuche erwähnt, der König wünsche einen Contract mit uns abzuschließen, wonach wir ihn mit einer gewissen Quantität Artillerie Uniformen für seine Truppen, Kupferstiche von See- und Landschlachten, Europäischen Landschaften, Abhandlungen über Europäische Gesetzgebung, Europäische Geschichte, schön gearbeitete Feuer- und Seitengewehre, nützliche Glaswaare, literarische und wissenschaftliche Werke im Allgemeinen liefern sollten, welches er uns in Producten des Landes bezahlen und uns Privilegien und Immunitäten gestatten wolle, wie keinen andern Schiffen, so wie Befreiung von dem Ankerplatzgelde, Geschenken und Abgaben aller Art; auch sollten wir ferner mit einem Paß versehen werden, um in jedem Hafen frei ein- und auszufahren und ungehindert mit seinen Unterthanen zu verkehren. Einige Tage darauf kam ein Commissär an Bord mit officiellen Er-

öffnungen vom König, mit einer Menge Papiere, die recht saubere Zeichnungen von Kanonen von verschiedenem Caliber enthielten, alle jedoch höchstens 5 Pfünder, nebst einer langen Liste der Artikel, die er im künftigen Jahre geliefert wünsche. Da wir ihn aber nicht vermögen konnten, die Preise anzugeben, die sie darauf zu wenden gedächten, sie sich auch nicht anheischig machen wollten, sie anzunehmen, wenn sie im Geringsten von den gegebenen Zeichnungen abwichen, lehnten wir das Geschäft ab.

Von Pasqual und Joachim, die Augenzeugen davon gewesen waren, erfuhren wir, daß alle diejenigen, welche dem König früher contractmäßig Waaren geliefert hatten, dabei gar viel hätten ausstehen müssen, indem die geringste Abweichung schon ein hinreichender Vorwand war, einen großen Erlaß der bestimmten Preise zu fordern, und da manche davon nach einem barbarischen und launenhaften Geschmack verfertigt waren, so durften sie nicht einmal hoffen, sie anderswo los zu werden. Diejenigen Europäer, die bisher noch einiges in Onam zu hoffen hatten, sind die Franzosen zufolge ihrer früher geleisteten Dienste, und da einige ihrer Landsleute am Hofe sich befanden; doch haben sie in der letzten Zeit auch nur höchst unbedeutende Geschäfte gemacht, und werden den Handel vermuthlich auch aufgeben, da alle Franzosen bis auf Herrn Vannier das Land verlassen haben, und auch dieser darauf bedacht scheint, ihnen zu folgen.

Einige Tage vor unserer Abfahrt aus Saigon bat uns Pater Joseph um etwas Wein und feines Weizenmehl, und berichtete uns auf unsere Frage, was er damit wolle, man fürchte den baldigen Tod des Königs und eine Ausrottung der

Christen nach demselben. Den Wein und das Mehl aber wolle er bei der Feier des heiligen Abendmahls gebrauchen, das er in der Stunde der Noth mit seinen Bekehrten zu feiern gedächte. Keine Ueberredungen von unserer Seite konnten ihn vermögen, mit uns zu gehen, und wie er sich ausdrückte, seinen Posten in der Stunde der Gefahr zu verlassen und seine Heerde den Wölfen Preis zu geben.

Ungeachtet wir nicht für gut fanden, uns zu einer Rückkehr in dieß Land anheischig zu machen, so ließen wir doch die Beamten bei dem Glauben, daß wir wahrscheinlich wiederkommen und diejenigen unter den geforderten Artikeln mitbringen würden, die wir am leichtesten bekommen könnten. Durch diese Gegenlist machten wir sie ein wenig geschmeidiger und kamen eher zu Stande mit unserm Geschäft.

XXI.

Abreise. — Batavia. — Isle de France. — Ankunft in Nord-America.

Am 29. Januar 1820, nachdem beide Schiffe noch nicht 1700 Cochin-Chinesische Pikul Zucker an Bord genommen hatten, meldeten uns Chu-le-ung, es sei keiner mehr in Donnai zu haben; wenn wir aber bis zur neuen Erndte, im Monat März, warten wollten, so würde er in großer Menge und wohlfeil zu haben seyn. Nun hatten wir schon seit einiger Zeit gehört, daß die nächste Zucker-Erndte schon von dem König selbst bestellt sei, der damit einem bisher unerfüllt gebliebenen Contract Genüge leisten wolle. Um zu erfahren, ob die Sache sich wirklich so verhalte, gingen wir zum Vicekönig, und

erhielten daselbst die Bestätigung des schon Vernommenen. Es blieb uns nun nichts weiter übrig, als uns zur Abreise anzuschicken. Unsere Papiere waren schon seit einiger Zeit in Ordnung, und bedurften nur noch der Unterschriften des Kriegs- und Gelehrten-Mandarins. Wir ergriffen diese Gelegenheit, dem Vicekönig noch einmal vorzustellen, wie hart es sei, daß wir nicht allein unsere vollständigen Abgaben an die Regierung, sondern auch die schweren Sagouetes bezahlen sollten, da wir keine Ladung zum Verkauf gebracht und so wenig von den Producten des Landes bekommen hätten, so daß wir den Beamten der Regierung wenig Mühe verursacht; ja es befänden sich sogar unter der Liste derer, die darauf Anspruch machten, Mehrere, mit denen wir nie das Geringste zu verkehren gehabt. Der Vicekönig ertheilte uns indeß die alte Antwort, er könne an dieser alten Sitte nichts ändern, rieth uns jedoch, zu den einzelnen Personen zu gehen und den Versuch zu machen, ob wir uns vergleichen könnten; dieß beschlossen wir auch zu thun, aber gleich bei dem Ersten lief dieser Versuch so übel ab, daß uns endlich nichts anders übrig blieb, als die schändlichen Forderungen zu befriedigen.

Folgendes ist eine Liste der Abgaben, welche unser Schiff bezahlte:

Königlicher Zoll nach dem Maß des Schiffs	1627 D.	— 45 C.
Den Vornehmen Beamten, als Kriegs-Mandarin, Gelehrten-Mandarin, dem der Elephanten, zwei Chinesische-Mandarinen, dem oberen Zoll-Mandarin u. s. w.	800 —	— — —
Den Unter-Beamten, als Hafenmeister, Commissär, Wachtofficier, Schreiber u. s. w.	259 —	— 25 —

Dem Kriegs-Mandarin und Gelehrten-Mandarin zu Canjeo für die Erlaubniß, nach Saigon zu fahren. . . . . 22 D. — — C.

Summa 2708 Dollar 70 Cent.

Der Zoll nach dem Schiffsmaß war bei dem Marmion im Verhältniß seiner Größe auch viel bedeutender. Man versicherte nun freilich, daß wir bei voller Ladung auch nicht mehr bezahlt hätten, wodurch das Geschäft sehr einträglich geworden wäre; denn trotz aller dieser Lasten kostete uns der Zucker, den wir in Saigon an Bord nahmen, doch nur 7 Dollar und 22 Cent das Chinesische Pikul (133⅓ Engl. Pfunde), dahingegen der, den wir in Java einnahmen, um unsere Ladung vollständig zu machen, uns 8½ Dollar das Chinesische Pikul kostete. Das Schwierige war nur die Unmöglichkeit, in Cochin-China eine vollständige Ladung zusammenzubringen.

Nachdem wir Alles bezahlt, machten wir dem Vicekönig unsern Abschieds-Besuch, und baten zugleich um die Unterschriften zu unsern Pässen und Quittungen für das Bezahlte. Se. Excellenz drückte großes Bedauern aus, daß uns so manches Unangenehme im Lande begegnet, und es ihm an Macht gefehlt habe, die Ursachen unsers Mißvergnügens zu beseitigen, hoffte uns wieder in Saigon zu sehen, und sagte uns mit vieler Theilnahme Lebewohl. Wir konnten, als wir ihn verlassen hatten, nicht umhin, zu bedauern, daß das Scepter dieser schönen Halbinsel nicht in die Hände dieses Mannes gekommen sei, der es ganz anders zum Glück und Ruhme der Nation geführt haben würde, als der gegenwärtige Tyrann.

Von hier aus begleiteten wir den Commissär und zwei

andere Mandarine in den königlichen Palast, wo unsere Papiere ausgefertigt werden mußten, und traten in ein hohes und geräumiges Vorzimmer, das mit gehobelten Brettern gedielt war. Die Wände waren auf drei Seiten mit Matten verhangen, die vierte, eine Backsteinwand, trennte dieses Zimmer von einem zweiten grösseren, in welches wir uns die Freiheit nahmen, hineinzusehen. Mit Ausnahme eines massiven Schrankes von Rosenholz, war nicht das Geringste von Hausrath darin, und es schien dunkel und feucht. Aus dem oben erwähnten Schranke wurde ein hübsch verziertes Kästchen von Ebenholz genommen, das die großen Siegel enthielt, welche in Gegenwart von drei oder vier Soldaten, die als Wachen still und langsam in dem Dämmerlicht des einsamen Zimmers umher schritten, auf unsere Documente gedrückt wurden.

Nach vollbrachtem Geschäft eilten wir an Bord und lichteten am nächsten Morgen den 30. Januar die Anker. Als wir bei den sieben Mündungen vorbei kamen, ergetzte uns abermals das Fischconcert, und am 1. Februar Vormittags warfen wir Canjeo gegenüber die Anker aus, um die uns mitgegebenen zwei Mann Wache abzusetzen. An allen Militärstationen an der Küste dieses Landes, wo das Ufer niedrig ist, steht eine Art von Erhöhung, die als Wachtthurm dient, auf vier Pfählen, 20 bis 40 Fuß hoch, worauf eine Schildwache steht, um Nachricht von Allem zu geben, was man oben gewahr wird. Auch in Canjeo ist eine solche. Den nächsten Morgen ankerten wir in Vung-tau, um auf den Marmion zu warten und einen neuen Hauptmast aufzurichten, da der, den wir im Gebrauch hatten, geborsten war. Am 3. Nachmittags endlich, nachdem der Marmion zu uns gestoßen war, stachen wir in See. Eine

Corallenbank, die nur 4 Faden Wasser hat, liegt südlich vom Vorgebirge St. James, ist aber für gewöhnliche Kauffahrteischiffe nicht gefährlich, so daß uns kein Hinderniß mehr bei unserer Abfahrt zu beseitigen blieb.

Keiner von meinen Lesern wird es wahrscheinlich bezweifeln, wenn ich versichere, daß uns das Scheiden aus diesem Lande wenig Thränen kostete. Die einzige Person, für die wir wirklich einige Achtung fühlten, waren der Vicekönig, Pater Joseph und der alte Polonio; denn Pasqual schien zwar ein ehrlicher Mann, war aber höchst einfältig, und stand unter der Herrschaft eines ränkevollen und habsüchtigen Weibes, und Joachim, der überdieß bei unserer Abreise im Begriff stand, nach Siam zu gehen, war zwar gescheidt, aber nichts weniger als achtungswerth, und vereinte mit manchen Europäischen Lastern viele der in Asien gewöhnlichen.

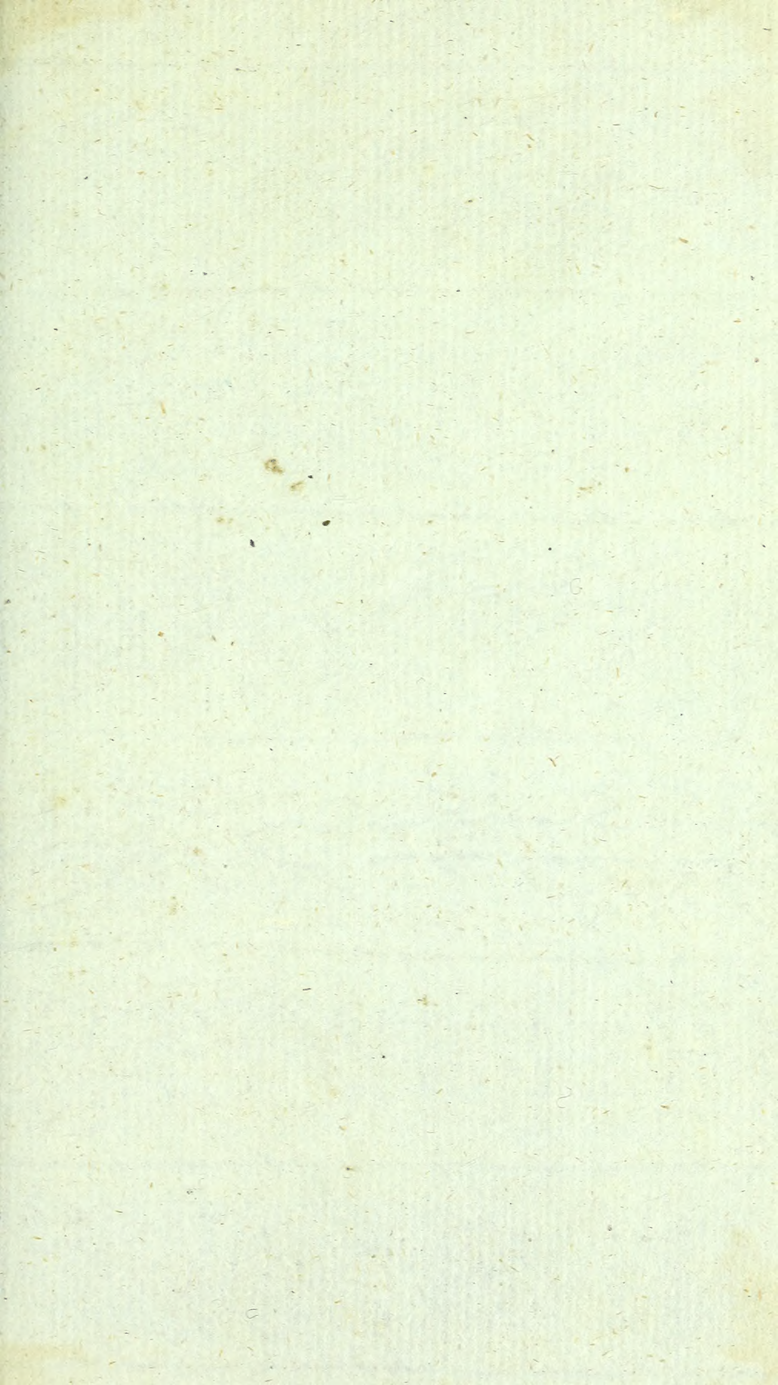
Wir richteten unsern Lauf zwischen der Gruppe der Anambas und der Natunas Inseln, nordwestlich von Borneo, und ankerten den 18. in der Rhede von Batavia. Hier fanden wir, daß weder Zucker, noch Caffee, noch sonst ein Artikel zu haben war, den wir brauchen konnten; doch sollte in den östlichen Häfen von Java hinreichende Ladung vorräthig seyn. Einem Colonial-Gesetz oder vielmehr einer abgeschmackten Auslegung desselben zufolge, durften wir nicht mit der schon eingenommenen Ladung in einen andern Hafen von Java fahren, sondern mußten entweder ausladen, was wir schon hatten, oder in Batavia bleiben, und in Colonial-Schiffen aus Samarang oder andern Häfen herbeiholen, was wir noch brauchten. Vorstellungen, Bitten halfen nichts; wir trafen daher die Einrichtung, daß ich dem Marmion seine Cochin-Chinesische Ladung

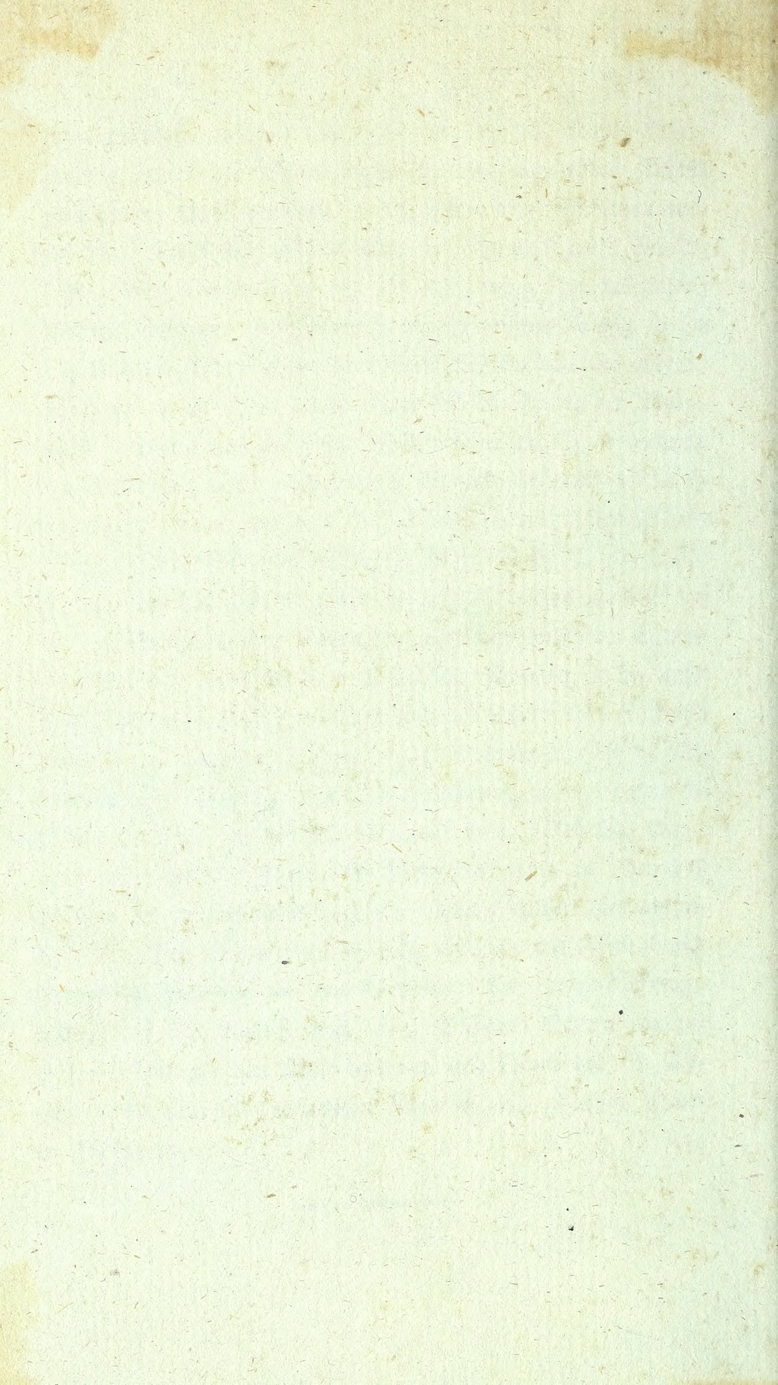
abkaufte und mir das noch fehlende aus Samarang holen ließ, indeß der Marmion dorthin ging, um sich eine volle Ladung zu holen. Am 13. März segelte der Marmion dahin ab, und ich gab Jemanden mit, um meine Geschäfte da zu besorgen.

Eine Beschreibung von Batavia würde nach so vielen andern vorhergegangenen sehr überflüssig seyn; ich will daher nur die Vorsichtsmaßregeln anführen, durch die es mir gelang, die Gesundheit meines Schiffsvolks in diesem wegen seiner Ungesundheit berüchtigten Orte zu erhalten. 1) So wie sie am Morgen aufs Verdeck kamen, welches immer mit Tagesanbruch geschah, erhielt jeder ein Weinglas voll verdünnten Brantwein, worin eine mäßige Dosis Rhabarber und einige, gelinde Ausdünstung befördernde Mittel gemischt waren, wozu schon immer vorher eine Quantität bereitet da stand. 2) Wurde ihnen sehr wenig Brantwein den Tag über gestattet, und dieser stark mit Wasser verdünnt. 3) Von 10 oder 11 Uhr Vormittags, nach Beschaffenheit des Wetters, wurde alle Arbeit bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags ausgesetzt, worauf sie dann wieder vorgenommen wurde und bis zur Nacht dauerte. 4) Wurde Niemandem gestattet auf dem Verdeck zu schlafen, selbst nicht unter einer ausgespannten Leinewand. 5) Durfte keiner von der Mannschaft ans Land gehen, und alle Bedürfnisse wurden gekauft und auf die Schiffe geschafft. 6) Wurde in den Cajüten oft geräuchert und alles sehr reinlich gehalten. 7) Durfte keine nasse Kleidung unter dem Verdeck bleiben, sondern wurde getrocknet und so bald als möglich bei Seite geschafft. 8) Wurde ihnen ein gehöriges Verhältniß von animalischer und vegetabilischer Nahrung gereicht, und Tabacksrauchen unter gewissen Beschränkungen auf Zeit und Ort nicht allein gestattet, sondern

sogar anempfohlen, und endlich 9) wurde den Officieren Befehl gegeben, nicht durch unnöthiges Besuchen von einem Schiffe zum andern die Mannschaft in den Böten dem Nachtthau auszusetzen. Durch dieß Mittel blieb wahrscheinlich mein Schiffsvolk gesund, und es starb mir nur ein Einziger, der bei unserer Ankunft todtkrank war, indeß kaum ein anderes Schiff in der Rhede davon kam, ohne einen oder mehrere von der Mannschaft zu verlieren, ja bei manchen fast die Hälfte der Mannschaft. Diejenigen, die einige Meilen tiefer im Lande wohnen, wo der Boden höher oder trockner ist, und die nicht anders in die Stadt kamen, als wenn die Sonne die nächtlichen Dünste zerstreut hat, welche gewöhnlich die Stadt bis um 8 oder 9 Uhr so umgeben, daß man sie gar nicht sieht, besonders wenn sie sich vor der Sonne schützen können, entgehen gewöhnlich der Seuche.

Am 29. April 1820 verließen wir Batavia. Da unser Schiff sehr schwer geladen hatte und das Wetter sehr stürmisch war, so litt es einigen Schaden, und wir mußten beständig eine Pumpe in Bewegung halten, und legten deßhalb bei Isle de France an, wo wir am 22. Mai ankamen. Am 25. langte auch unser alter Gefährte, der Marmion, dort an, den das schlechte Wetter ebenfalls nöthigte, seinen Schaden hier auszubessern. Nach vollbrachtem Geschäft verließen wir Port Louis, fuhren am 22. Juni um das Vorgebirge der guten Hoffnung, hatten am 22. August noch einen heftigen Sturm auszustehen, wobei wir den Mast verloren, und kamen den 31. August 1820 nach 20 monatlicher Abwesenheit, glücklich wieder in Salem an.





author USN
C.Y. sailed fr. Salem
San Salvador
Brasil . . .


China
6/23